Erinnerungen aus Italien.

Einleitung.

In den folgenden Blättern soll keine zusammenhängende Beschreibung einer italienischen Reise geboten werden, daran haben wir nachgerade Ueberfluß, es sollen nicht in begeisterten Worten die tiefen Eindrücke, die der gebildete Deutsche auf dem klassischen Boden empfängt, die Schönheit des Landes mit seiner alten Geschichte und seinen Kunstwerken aus Altertum, Mittelalter und Renaissance geschildert werden, sondern es werden bunt zusammengereihte kleine Erlebnisse und Beobachtungon über Land und Leute, die der Verfasser in einer Anzahl von Ferienreisen im Frühling und im Hochommer in das Land unserer Sehnsucht gemacht hat, wiedergegeben.

Doch auch aus diesen Skizzen über die Hauptorte Italiens und seine Bewohner und aus den kleinen Erlebnissen des Verfassers auf seinen Reisen wird der Leser vielleicht in manchen Dingen eine bessere Vorstellung von dem merkwürdigen Lande und seinen Bewohnern bekommen, als durch die gediegensten und erschöpfendsten Belehrungen unserer Reisehandbücher, die den großen Fehler haben, daß sie durchaus farblos und unpersönlich sind, daß sie bei dem Bestreben, für alle Reisenden möglichst alles Interessante zu bringen, von dem denkenden und selbst beobachtenden Besucher Italiens als Fessel und als vorlauter, lästiger Zwang empfunden werden. Ja, vor der Reise kann man sich nicht genau genug über das Land, seine Geschichte und seine Bewohner orientieren, aber auf der Reise selbst muß man die Augen recht weit aufmachen, möglichst genau alles Neue sehen, beobachten, in sich aufnehmen, und nur wenn man geschichtliche oder rein dingliche Aufklärung wünscht, seine Zuflucht zu einem guten Reisehandbuch nehmen.

Literatur.

So groß die Anzahl der Reiseschilderungen, der Handbücher, der geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Werke ist, die dem Deutschen zur Verfügung stehen, so gering ist die Anzahl der wirklich vortrefflichen Schriften. Noch immer werden wir Deutsche unsere Vorbereitung zur Reise mit der Lektüre von Goethes italienischer Reise beginnen, aus der man, abgesehen von der gediegenen Belehrung über ganz Italien und seine klassischen Schätze, vor allem lernt, wie man reisen, sehen, beobachten soll. Wenn Goethe all die herrlichen Schöpfungen des christlichen Mittelalters, der Renaissance bis zum entarteten Barock entweder mit Stillschweigen übergeht oder geradezu tadelnd erwähnt, so erkennen wir, daß das, was Goethes Größe gewesen ist, zugleich seine Schwäche war. Die hohe Begeisterung für die strengklassischen Kunstformen machte ihn in der Zeit des Durchgangs durch die griechische Literatur und vermeintliche griechische Kunstwelt, in der Zeit, wo er die Iphigenie schuf, unfähig, die herrlichen Basiliken Roms mit ihren farbenreichen Mosaiken, den Petersdom, die schönen Barock- und Zopfkirchen Roms und Neapels, die Brunnen von Palermo und derartiges zu würdigen. Ein paar Säulenstümpfe in Segesta und Girgenti entlocken ihm begeisterten Jubelruf, und der St. Peter in Rom mit der unvergleichlichen Kuppel des Michelangelo, die prächtigen Basiliken und Mosaiken in Rom und Palermo lassen ihn kalt. Goethe fehlte da-

mals noch die geschichtliche und kunstgeschichtliche Vorbildung, um neben dem klassischen Stil die übrigen Stilarten in ihrer Eigenart zu begreifen und richtig zu werten. Allein Goethe lehrt uns Farben und plastische Formen sehen und vergleichen, er lehrt die Menschen und ihr Treiben kennen, er lehrt uns beobachten und still genießen, und das ist beim Reisen das Wichtigste.

Die 5 Bändchen von Gregorovius „Wanderjahre in Italien" sind für die Kenntnis der Geschichte der bevorzugten Punkte Italiens noch immer das vorzüglichste Orientierungsmittel, eine reiche Fundgrube für jeden, der Italien und das italienische Volk als ein hervorragendes Kulturprodukt geschichtlicher Entwicklung kennen lernen will. Allein auch durch feinsinnige Beobachtung des modernen Italieners, seiner Vorzüge und kleinen Fehler, durch begeistertes Lob des herrlichen Landes und seiner liebenswürdigen Bewohner regt Gregorovius uns immer wieder von neuem an, seinen Spuren zu folgen und seine Beobachtungen zu bestätigen. Vor jeder Reise nach Rom, nach Neapel und Sizilien sollte man es nicht versäumen, die „Wanderjahre" von Gregorovius zu lesen: es sind Skizzen und geschichtliche Bilder, die man das fünfte Mal mit noch größerer Freude liest als das erste Mal.

Von Victor Hehn's „Italien, Ansichten und Streiflichter" gilt dasselbe wie von den Schriften des Gregorovius. Das Buch verrät durchdringende Kenntnis des Landes und seiner Bewohner, es ist aus dem warmen Herzen eines treuen Freundes des neugeeinten Italiens geschrieben, eines Volkes, das mit uns Deutschen fast gleichzeitig seine politische Einigung nach schweren Kämpfen errungen hat und in erfreulichem Aufschwung begriffen ist. Manche Kapitel dieses inhaltreichen Buches sind nach Form und Inhalt echte literarische Kunstwerke, die es verdienen, unsere Lesebücher zu schmücken.

Das Gegenteil von Gregorovius und Hehn scheint P. D. Fischer's Buch über Italien und die Italiener zu sein, das eine Menge neuen statistischen Materials über die Entwickelung und den Aufschwung Italiens seit der Einigung von 1870 enthält, das für den Staatsmann ebenso wichtig ist, wie für den Historiker und Nationalökonomen. Mit steigendem Interesse verfolgt der Leser die gediegenen, wenn auch zuweilen etwas trockenen Schilderungen aus dem politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben Italiens. Der hoffnungsfreudige Blick in die Zukunft des hochbegabten und von der Weltgeschichte so schwer mißhandelten edlen Volkes, den der deutsche ehemalige hohe Postbeamte, der in Italien fast ebenso heimisch ist, wie in seinem Vaterlande, uns in seinem Buche tun läßt, hat sein Werk gerade in den maßgebenden Kreisen Italiens noch bekannter und geschätzter gemacht, als es in Deutschland ist. Das Werk hat in der Tat dem Verfasser das lange, eindringende Studium der italienischen Entwickelung und die große Liebe des geistesverwandten Deutschen zu dem alten Kulturvolk gelohnt, wie es in dem Motto des Buches gewünscht wird.

Will jemand noch besonders die geographisch-geologische Seite und ihren Zusammenhang mit der Geschichte und Entwickelung des italienischen Volkes kennen lernen, so seien ihm Theobald Fischer, Mittelmeerbilder, III. Teil, empfohlen, sowie Alfred Philippson, „Das Mittelmeergebiet", die beste Zusammenfassung dieses Stoffes.

Auf Grund dieser wenigen vorzüglichen Werke kann man sich am besten auf eine Reise in die Apenninenhalbinsel vorbereiten, und man wird später, wenn man Italien kennen gelernt, sicherlich zu diesen lauteren literarischen Quellen der Erkenntnis eines uns geistig nahestehenden Volkstums mit immer größerer Freude zurückkehren.

Der Italiener.

Das interessanteste Natur- und Kulturprodukt eines jeden Landes ist der Mensch. Hören wir, was ein feinsinniger Italiener, Angelo de Gubernatis, der römische Universitätsprofessor, über den Italiener sagt:

„Der Italiener ist wohl gestaltet und wohl gewachsen. Er hat eine mittlere Größe und trägt auf wohlgeformtem Halse hoch sein Haupt. Er hat eine breite Brust, gelenkige Glieder, starke Muskeln; er hat meist dichtes schwarzes Haar, ausdrucksvolle und lebendige Augen, eine kräftige und wohlklingende Stimme, die ihn zum Kommandieren und Singen geeignet macht. Er ist von sehr regsamem Geiste, leicht zu begeistern, aber zugleich fähig, an sich zu halten und den Ausdruck des Enthusiasmus zu mäßigen. Unter dem Schein von Harmlosigkeit ist er voll von Schlauheit, fast immer mäßig im Genuß von Speise und Trank, Eigenschaften, die den italienischen Arbeiter vorzüglich geschätzt machen in den Werkstätten des Auslandes. Was könnte ein so reich mit natürlichen Gaben ausgestattetes Wesen auf heimatlichem Boden alles leisten? Wenn der Italiener all seine Intelligenz, all seine Kraft und all seinen Geschmack anwendete, um schöne und gute Dinge zu schaffen, indem er Gewinn zöge aus allen natürlichen Schätzen unseres Bodens, dann würde Italien leicht das reichste und beneidenswerteste Land der Erde werden. Aber der Italiener vernachlässigt oft seine Gaben. Manchmal ist sein Geist auf dem besten Wege, seltene und kostbare Entdeckungen zu machen; aber allzuoft ereignet es sich, daß er nicht ausdauert, daß er die Erfindungen seines Geistes nicht ausnützen will, sie nicht auszunützen versteht, und daß er geschäftigere und ausdauerndere Fremde sie ausnützen läßt. In Italien ist sodann, da dort aus Mißtrauen gegen andere ein Zusammenschluß mit anderen nur schwer gelingt, jeder Bürger gezwungen, alles allein zu machen. Bei dieser Vereinzelung verliert er leicht den Mut und gibt oft Unternehmungen auf, die mit Glück begonnen worden sind.

Ein anderer Mangel der Italiener besteht darin, das alle gern befehlen möchten, nur wenige gehorchen wollen. Viele glauben schließlich, daß man in einem Tage zum Glück kommen werde, und wenn sie nicht schnell dazu kommen können, dann überlassen sie sich der Mutlosigkeit.“ Also charakterisiert der italienische Historiker seine Landsleute, und er wird sie wohl kennen.

Mit Recht betont de Gubernatis, daß der Italiener nicht zu gehorchen verstehe. Er verkommt lieber in Armut und Schmutz, als daß er sich unterordnet und freiwillig der sanitären und wirtschaftlichen Fürsorge der Regierung sich fügt. Dazu kommt der Schlendrian in der Behandlung des Bodens, der, durch das Alter geheiligt, jedem Fortschritt abgeneigt ist, sowie der unselige Latifundienbesitz, der einen krättigen, wohlhabenden Bauernstand nicht aufkommen läßt. In der armen Kampagna von Rom habe ich selbst gesehen, wie Mann und Frau zusammen den Pflug durch das dürre Erdreich zogen. Daher die Verwilderung des Bodens in früher fruchtbarem Gelände.

Aber trotzdem ist es oft ein Stolz, die gewöhnlichen Leute auf dem Lande oder in Landstädtchen zu sehen mit ihrem kräftigen Wuchs, ihrer zähen, nervigen Gestalt! Welch dichtes, starkes schwarzes Haar, welch gesunde weiße Zähne haben diese Leute; es ist, wie Gregorovius sagt, als ob die Italiener gerade deshalb so gesunde starke Zähne hätten, weil sie nichts zu beißen haben. Welch lebendiges, frisches, schönes Auge, scharfen Verstand und Lebensfreude verkündend, zeichnet oft Leute aus, die in Fetzen und Lumpen gehüllt, so armselig sind, daß ein deutscher Handwerker im Vergleich mit ihnen als vornehmer Hidalgo erscheint. Natürliche Klugheit und feiner Sinn für das Schickliche, ein angeborener

Adel in Haltung und Bewegung, vor allem in dem lebendigen, ausdrucksvollen Gebärdenspiel der Augen, des Gesichtes, der Hände, bildet für die mangelnde Schulbildung — denn Italien, besonders in den ländlichen Bezirken und in Unteritalien und Sizilien, hat noch einen sehr großen Prozentsatz Analphabeten — einen ausreichenden, vollen Ersatz.

Zu verwundern ist dies nicht; tritt in den geistigen und körperlichen Vorzügen des heutigen Italieners doch die Wirkung einer 2000jährigen Kultur in die Erscheinung.

Nirgends kann man die Vorzüge des Italieners besser kennen lernen, als wenn man über Land zieht, abseits von der großen Verkehrsstraße. Statt mit der Eisenbahn nach Pistoja durch den großen Tunnel zu fahren, was der gewöhnliche Weg ist, um von Bologna über den Apennin nach Florenz zu kommen, wählte ich einmal die Landstraße über den Ort Pracchia hinüber und hinab nach Pistoja. Die einfachen, liebenswürdigen und naiven Bewohner dieses Apenninortes waren höchlich erstaunt darüber, daß zwei Wanderer zu Fuß über den Paß kamen, wo doch untendurch die Eisenbahn fahre. In dem einzigen Gasthause versammelte sich bald ein großer Teil der Bewohner, um die seltsamen Fremdlinge zu sehen und zu hören, weswegen wir diesen Weg nähmen. Ich mit meinem Tornister auf dem Rücken interessierte sie vor allem; ich müßte wohl ein Soldat sein, meinten sie. Nachdem ihre Neugierde befriedigt war und wir äußerst trefflich und billig uns erquickt hatten, gingen wir die schöne Straße hinab nach Pistoja. Daß jemand, der ein paar Lire in der Tasche hat, zu Fuß geht und nicht die gebotene Fahrgelegenheit benützt, ist den Italienern schier unbegreiflich.

Im Verkehr mit den Fremden sind sie wie die Kinder naiv-schlau, aber so, daß man sie sofort durchschaut, wenn sie einen übervorteilen wollen, und sie lassen sich auch, wie die Kinder, jede ruhige und entschiedene Zurückweisung ihrer Kniffe und Schliche gern gefallen. Sie scheinen gar zu gern eine Probe auf die Klugheit und den Geist des Fremden machen zu wollen, wenn sie geschäftlich mit ihm in Berührung kommen. Gilt doch jeder Fremde, der gut gekleidet sich als solcher erweist, als reich, als sehr reich, der für jedes Lebens- und Luxusbedürfnis mehr zahlen könne. Stellt der Fremde ruhig und bestimmt seinen Gegenpreis, so sind sie sofort zufrieden mit einem kleinen Gewinn. Mit Unrecht wird von Fremden, die einmal in 6 Wochen Italien durchreist, nein durchrast haben, so abfällig über die Untreue, Unzuverlässigkeit, Uebervorteilungssucht der Italiener geklagt. Italien ist ein billiges Land, in dem man so billig reist, wie nirgendwo. Und wenn man da auch zuweilen um einige Soli oder gar um eine Lira gekränkt wird, was besagt das bei den billigen Preisen, die allenthalben gestellt sind?

Jede Ausgabe muß in Italien kontrolliert, jede Rechnung genau nachgesehen werden — denn Irrtümer kommen nur zu leicht vor —, dann ist man vor Schaden bewahrt. Aber nur kein unnötiges Mißtrauen, keine Erregung, keinen Zorn oder Aerger zeigen; man hat sonst selbst den Schaden und wird von den Italienern obendrein verlacht und verachtet.

In früheren Jahren, wo Italien noch unglaublich viel schlechtes, außer Kurs gesetztes und falsches Geld hatte, habe ich oft genug beim Bezahlen der Rechnung schlechte Münzen zurückerhalten. Ich besaß ein einfaches Mittel, sie los zu werden: ich gab sie da als Trinkgeld, wo ich sie erhalten hatte. Dafür erntete ich nicht nur ein Grazie tante! und ein verständnisvolles fröhliches Lächeln des Beschenkten, sondern auch eine höhere Wertschätzung: Der ist nicht so dumm, wie der Fremde sonst aussieht, dachte sich der Padrone des Hauses.

Zwei nette Stückchen, die sich auf italienisches Geld beziehen, sind mir in Toskana passiert. Es war in dem Jahre, wo Italien die schweren Niederlagen durch Menelik in

Aethiopien erlitten, wo so viele italienische Söhne grausam umgebracht worden waren. Auf der Fahrt von Rom nach Florenz, auf der Station Incisa, kam ein hinkender, abgerissener Bänkelsänger in den Wagen, dessen Insassen noch alle unter der niederschmetternden Nachwirkung der Trauerbotschaft aus Addis Abeba und Aba Carima standen und die sonstige Heiterkeit und Lebendigkeit im Gespräch vermissen ließen. Geradezu ergreifend sang der Troubadour zu seiner Mandoline ein Trauerlied auf die gefallenen Söhne Italiens, die der grausame Menelike und der schlimme Ras Mangascià selbst als Leichen noch geschändet habe, so ergreifend, daß manche Träne floß. Als er nun seinen Obolus einsammelte, hatte ich gerade mein Kupfergeld ausgegeben und mußte mir von dem edlen Troubadour ein 2 Lire-Stück umwechseln lassen, um ihn zu entlohnen. Da erhielt ich ein derartiges Sammelsurium von falschen, außer Kurs gesetzten, schlechten Münzen zurück, wie ich noch nie beisammen gesehen hatte: es war das schlechte Kupfergeld, das die Landleute im Wagen dem edlen Sänger gespendet hatten.

Italien hat alle Silberstücke, die vor 1863 geprägt worden sind, außer Kurs gesetzt. Dennoch waren früher viele 1 Lira- und 2 Lire-Stücke im Umlauf, die vor 1863 geprägt waren und in nichts anderem sich von den guten Stücken unterschieden, als in der Jahreszahl 1861, 1862 und in der Beischrift re eletto statt re d'Italia. Auf einer Fahrt von Florenz nach dem reizenden Fiesole bezahlte ich für mich und meinen Gefährten mit einem 2 Lire-Stück, das das Bild des Königs Umberto trug, der 1878 zur Regierung gekommen ist, mit der Jahreszahl 1882, in der jedoch die zweite 8 verwischt war. Der Schaffner wies die Münze kurzerhand als non buono zurück. Ich fragte, warum? „Sie ist fuori corso" (außer Kurs), war die Antwort. Warum denn außer Kurs, sie ist ja von 1882, erwiderte ich. „Sie ist von 1862 und darum non vale niente (ist sie nichts wert)". Ich machte den Schaffner darauf aufmerksam, daß die Münze das Bild des Königs Umberto trüge, der 1878 König geworden sei, und daß daher die Münze, die im übrigen ganz tadellos erhalten war, nicht 1862 geprägt sein könne. Er antwortete: „Ja, König Umberto hat auch schon 1862 Münzen prägen lassen, und diese sind fuori corso". Damit war ich freilich geschlagen, aber nicht besiegt. Ich sagte ihm kategorisch, daß ich mit keiner andern Münze bezahlen wolle, er müsse sie annehmen. Darauf ging er mit dem Stück auf die hintere Plattform des Wagens zu zwei alten Florentinern, die längere Zeit mit einer Lupe mein Stück untersuchten und endlich den Schaffner von seiner Güte überzeugten. Da erst gab mir der Schaffner in Kupfermünzen zurück, von denen natürlich mehrere wirklich ‚außer Kurs und wertlos' waren. Als ich ihm diese Stücke als wertlos und fuori corso bezeichnete, nahm er sie mit freundlichem Danke als Buonamano (Trinkgeld) zurück und behielt sie. Sprachlos ließ ich ihn im Besitze der schlechten Stücke.

Hier in Fiesole, wie überhaupt im Toskanischen und in der Kampagna von Rom kann man bei der bäuerlichen Bevölkerung eine trotz aller Armut prächtige Menschenrasse bewundern, die durch Gesundheit, edlen Wuchs und vornehmen Anstand auffällt und deren schönes Angesicht mit klugen, lebensfrohen, lebendigen Augen scharf absticht gegen den oft verstumpften, verdummten Gesichtsausdruck bei dem Durchschnitt heimatlicher Landbevölkerung. Man braucht nur von der großen Heeresstraße, die der Fremde in der Regel nur zu sehen bekommt, abzuschwenken in das Innere des Landes, um diese freundliche, offenherzige, biedere und gastliche Landbevölkerung kennen und schätzen zu lernen.

Ausgenommen sind hiervon nur die Neapolitaner und ein Teil der Bevölkerung von Sizilien. Vede Napoli e poi mori! Sieh Neapel und stirb dann! sagt das bekannte Sprichwort. Gewiß, der Posilipo, der Vomero, San Martino, die Chiaja mit ihren Aussichten auf

den prächtigen Golf mit dem rauchenden Vesuv sind herrlich; aber die Stadt selbst, zumal der Hafen ist so schmutzig, lärmend, widerwärtig, daß man beinahe vor Ekel angesichts dieses Stadtbildes sterben möchte. Die Neapolitaner vollends sind verlumpt, schmutzig, liederlich, betrügerisch, verlogen, frech und dreist. Ich bin jedesmal froh gewesen, wenn ich mit einem oder einem halben Tag aus dieser lärmenden, unangenehmen Stadt mit ihrem schmutzigen Bettelvolk und abscheulichen Gesindel herauskam. „Warum mußte das unglückliche Messina das entsetzliche Verderben treffen, warum hat es nicht Neapel, dieses moderne Sodoma und Gomorrha, getroffen?“ sagte mir ein Wiener, mit dem ich vor Messina und in Rom zusammentraf. In diesem verrotteten, unter langer despotischer Herrschaft moralisch und physisch verkommenen Hafenvolk ist der geeignete Nährboden für die geheime verruchte Verschwörerbande der Camorra, die selbst im Stadtregiment mächtig ist. Camorra und Mafia (siehe unter Messina) sind die beiden schlimmsten Eiterbeulen an dem Körper von Unteritalien und Sizilien, die das piemontesische Regiment mit seinen trefflichen Carabinieri, seinen tüchtigen Truppen und seinem Ordnung und Sauberkeit schaffenden Verwaltungskörper noch immer nicht gründlich ausschneiden konnte. Vieles ist seit 1870 in Neapel schon geschehen; schmutzige Gassenviertel sind durch große, breite, luftige und saubere Straßen beseitigt; Ordnung, Sauberkeit und Gesundheit ist vielfach an Stelle von Liederlichkeit, Schmutz und endemischen Krankheiten getreten; das alte Hafenviertel Santa Lucia ist mit seinen großen modernen Hotelbauten und breiten Kaianlagen nicht mehr zu erkennen, aber die Hafenbevölkerung läßt sich nicht so schnell zu Ordnung und Zucht, zu Gehorsam und Fleiß erziehen. In dieser Stadt hat die Regierung von unten und von oben zu reformieren und mit eisernem Besen zu fegen, wenn es gründlich besser werden soll. Daß übrigens die Italiener zuweilen an der unrichtigen Stelle große Sauberkeit bekunden, konnte ich in Assisi feststellen,

Von dem stimmungsvollen Heiligtum der Unterkirche des h. Franziskus in die Stadt eintretend, hörten wir in der Nähe des Hauptplatzes ein jämmerliches Schreien und Quietschen. Als wir den Platz betraten, sahen wir, wie die Frauen von Assisi ihre Ferkel in den klaren Fluten des städtischen Brunnens badeten und säuberten. So ist's in Italien vielfach: die Ferkel, die es nicht nötig haben, werden gewaschen und gepudelt, die Kinder laufen ungewaschen in genialer Verwahrlosung umher.

Ein hervorstechender Zug der italienischen Bevölkerung ist der rege Erwerbstrieb — natürlich abgesehen von den Neapolitanern. Die Armut des Landes und das starke Wachstum der Bevölkerung macht diese Tatsache erklärlich. Tausende von jungen Burschen, die bei uns noch in der Volksschule sitzen oder in den Lehrjahren eines Handwerks stehen würden, sind hier schon mehr oder minder selbständig und erhalten sich selbst als Zeitungsverkäufer, als Stiefelwichser, Zigarrenstummelsammler, denen man den romantischen Namen Trovatori gegeben hat, wie der Zeitungsverkäufer Giornalista heißt, als Cicerone oder Guida (Fremdenführer), als Händler mit allerlei Früchten, mit Cerini (Wachszünder), Fazzoletti (Taschentüchern), Schmuckgegenständen in Mosaik, Filigran, Schildpatt. So sind die mittellosen Eltern bei dem reichen Kindersegen*) der Fürsorge für ihre Jugend sehr bald über-

*) Italien hat einen jährlichen Bevölkerungszuwachs von fast 200000 Seelen. Dem steht freilich eine hohe Auswanderungsziffer gegenüber, die im Jahre 1900 auf 100000, im Jahre 1903 schon auf 200000 gestiegen ist. Im Jahre 1909 belief sich für die Zeit vom 1. Januar bis zum 1. Juli die Zahl der Auswanderer auf 198000, sodass wohl bald das dritte Hunderttausend voll werden wird. Eine Erklärung dieser traurigen Erscheinung geben neben der stark wachsenden Bevölkerung die ungünstigen Erwerbsverhältnisse in manchen Provinzen, die Malaria sowie das Fehlen der Kohlen und des geeigneten Kartoffelbodens.

haben, zumal die rühmenswerte Genügsamkeit im Essen und Trinken, in Kleidung und Nachtquartier auch ein ganz geringes Tagesverdienst als ausreichend erweist.

Es ist grundfalsch von der Trägheit und Faulheit der Italiener zu reden. Gewiß, das ‚Dolce far niente', besonders um die heißen Mittags- und Nachmittagsstunden des Sommers ist dem Südländer die größte Wonne. Aber man muß hierbei das Klima berücksichtigen, das zu einer solchen mehrstündigen Ruhe bei Tage geradezu zwingt, wie das jeder Fremde nur zu bald an sich selbst erfährt. Eine Freude ist es, den Eifer, die Begeisterung, die leuchtenden Augen zu sehen, die pathetische Anpreisung zu hören, womit die geringfügigsten Gebrauchsgegenstände uns angeboten werden. La noce! La noce bianca! Die Nuß! Die weiße Nuß! hören wir schon aus der Ferne einen Nußhändler rufen, der auf einem Brettchen etwa 20 halbe Nüsse zum Verkaufe anbietet. La noce bianca! La noce del giardino Borghese! Oh, che bianca, che dolce e la noce del giardino Borghese! (Die weiße Nuß! Die Nuß des Borghese-Gartens! Oh wie weiß, wie süß ist die Nuß aus dem Giardino Borghese!) Und das alles um eine Hand voll Nüsse, die keine 20 Pfg. wert sind! Und so geht es zu jeder Jahreszeit mit der Anpreisung der Natur- und Industrieprodukte, hinab bis zu den Kohlenhändlern und den Verkäufern von Aqua acetosa, bis zu den jüdischen Lumpensammlern, die ihr ‚Stracci ferracci!' (Lumpen, altes Eisen!) mit melancholischer Stimme durch die Gäßchen der Armen erschallen lassen.

Daß selbst die kirchlichen Orden diesen Erwerbstrieb bekunden, konnte man am Eingang der Katakomben des h. Kallistus bemerken, wo die führenden Mönche in einer Bretterbude allerlei fromme Andenken an die Katakomben feilbieten. Einer Berlinerin wurde von dem Bruder alles Mögliche angeboten, Rosenkränze, Lämpchen, Bilder. Als sie zuletzt erklärte, sie könne nichts davon brauchen, da sie protestantisch sei, da langte der kluge Ordensbruder hurtig eine Tafel Schokolade hervor, die sie selbst fabriziert hätten. Da erst wurde das protestantische Herz von der Süßigkeit und den beredten Worten des Mönches erweicht.

Für das Bank- und Wechselgeschäft ist der Italiener von jeher beanlagt gewesen, was die zahlreichen aus dem Italienischen stammenden Bezeichnungen beweisen: conto, disconto, percento, fattura, brutto, netto, agio, al pari, credito, debito, finanze, banca, bancarotta (= Bankbruch: Dem Bankhalter, der zahlungsunfähig geworden war, wurde von seinen Gläubigern die Bank, d. h. der Zahltisch, mit Aexten zerschlagen. Vielleicht hängt mit dieser prompten Volksjustiz in Geldsachen auch der Name des Knotenstocks, des Totschlägers, zusammen, er heißt nämlich Pagadebito = Bezahl deine Schulden!) Auf dem großen Trödelmarkt des Campo di Fiore zu Rom und besonders in den großen Städten Siziliens kann man zahlreiche kleine Wechsler sehen, die auf einem Tisch Häufchen von Kupfermünzen unter einem Drahtschutzverschlag zum Schutz gegen Langfinger bereit liegen haben zum Einwechseln. In Messina und Catania fiel mir die große Anzahl dieser kleinen Wechsler auf, deren ganzes Betriebskapital kaum einen Wert von 40 M. hatte, die aber dennoch bei dem raschen Umsatz ein Geschäftchen zu machen scheinen, sonst würden sie doch nicht stundenlang hinter ihrer Banka sitzen. Vom Wechseln der Silberstücke nehmen sie dazu keinen Profit, sondern nur von dem Kupfergeld, für das sie Silberstücke geben.

Ein paar Bemerkungen über die Tracht mögen hier ihren Platz finden. Auch heutzutage tragen die Bewohnerinnen von Capri, Anacapri und Taormina sowie die der lieblichen Albanerstädtchen ihre Wasserkrüge oder Kupfergefäße auf dem Haupt. Die herrliche Haltung der stolzen Gestalten beim Aufheben der Gefäße, im Stehen und Schreiten hat schon manchem Künstler einen trefflichen Vorwurf zu reizenden Kunstwerken gegeben. Mit den

alten farbenreichen Trachten steht es leider anders. Denn die malerischen Landestrachten sind im Verschwinden begriffen. Die Modelle von Trachten aus Saracinesco und Ciciliano (sarazenische Tracht), Nettuno und Neapel, die man im Frühjahr zu Rom auf der Spanischen Treppe am Blumenmarkt findet, sind meist unächt. Selbst die Tracht der römischen Bauern aus der Campagna, der Ciociaren aus dem Sandalenlande, benannt von den ciocie, jenen um Fuß und Unterschenkel mit Schnüren gewickelten, viereckigen, durchlöcherten Esels- oder Pferdefellen, mit ihrem knallroten Wams und spitzem schwarzen Filzhut, verschwindet immer mehr bei dem Vordringen der geschmacklosen, alles nivellierenden Allerweltstracht, die in Paris, London, Berlin, Rom, überall gleich ist. Man muß heutzutage schon weit abseits von der großen Straße des Fremdenverkehrs in die hoch gelegenen Apenninstädtchen oder auf die sizilianischen Gebirgsnester klettern, um an Sonn- und Festtagen die bunte, kleidsame, prächtige alte Volkstracht zu sehen; und trotzdem wird man nicht mehr die reiche Fülle von Trachten finden, die Gregorovius auf seinen Reisen durch Italien und Sizilien noch gefunden hat; denn die letzten 50 Jahre haben auch hier einen, wenn auch bedauerlichen Fortschritt gezeitigt.

Nur die Zampognari (Dudelsackspfeifer), Bänkelsänger und kampanischen Ziegenhirten haben ihre eigentümliche Tracht beibehalten. Am lustigsten erscheinen uns die Ziegenhirten: ganz in Ziegenfelle gekleidet, die Beine und Füße statt mit Hosen und Schuhen mit Ziegenfellen fest umwickelt, gleicht der Ziegenhirt einem Pan, der seine Waldeswildnis verlassen und sich in das lärmende Rom verirrt hat. Hier treiben die Hirten in der Nacht ihre Ziegenherde vor die Kirchen unter die Säulenhallen, um dann morgens ihren Milchtieren die Milch in die Gefäße der Käufer abzumelken. Bis in die höchsten Stockwerke müssen die Milchziegen hinaufklettern, um ihrer Milch entledigt zu werden, während die übrigen draußen an allen Straßenecken und in den Vorhallen der Kirchen geduldig warten, bis sie mittags in die Campagna von Rom hinausgetrieben werden, um ihre karge Nahrung zu suchen.

Die zahlreichen Zampognari und Bänkelsänger mit ihren Dudelsäcken, Mandolinen, Geigen, Ziehharmonikas bezeugen die Lebenslust und Sangesfreude des italienischen Volkes und seine Tanzlust.

Im Norden stellt man sich den italienischen Volksgesang nach Art der Melodie von Santa Lucia oder ähnlich den modernen Opernmelodien vor. Mit Unrecht; denn der echte Volksgesang ist auch in Italien meist schwermütig, melancholisch, wie bei uns. Im Hafen von Palermo hatte ich in einer Nacht Gelegenheit, zwei Matrosen, die auf verschiedenen Schiffen die Nachtwache hatten, im Wechselgesang sich unterhalten zu hören, um sich die langen Stunden zu verkürzen und um wach zu bleiben. So einfach die Melodie mit ihren langgezogenen Tönen, mit ihrer schwermütigen Kadenz war, so ergreifend war zu nachtschlafender Zeit dieser einfache Erguß naiver Menschenseelen. Lebhaft wurde ich dabei an die Horazische Satire I. 5 erinnert, wo bei der nächtlichen Fahrt des Dichters über den Kanal der Pomptinischen Sümpfe der Fährmann, der die den Nachen ziehende Mauleselin treibt, mit einem einsamen Wandersmann im Wechselgesang sein Liebchen besingt.

Die Freude an rhythmischen Bewegungen des Körpers unter musikalischer Begleitung, wenn es auch nur Kastagnetten sind, ist dem Italiener angeboren, sie ist ein Erbstück von den sanges- und tanzlustigen Alten. Besonders im Süden ist die Tanzkunst fast zum Pantomimus entwickelt. Die Neapolitanische Tarantella wird jetzt schon in allen Treffpunkten der Fremden von einem oder mehreren Paaren als Schauspiel aufgeführt, und selbst kleine Mädchen kann man solche mimische Tänze mit wahrer Grazie ausführen sehen. Auch das

Gegenstück dazu, burleske Tänze werden vom männlichen Geschlecht ausgeführt. In Catania kamen, während das Schiff im Hafen lag, mehrere Jungen aus dem recht schmutzigen Hafenviertel auf das Vorderdeck, um durch solche komische Tänze und Kapriolen die Schiffsmannschaft, die gerade beim Abendessen war, zu unterhalten und etwas von ihrem leckeren Mahl zu erbeuten. Was die kleinen Kerle im Gegentanz an Komik leisteten, war ein zur rhythmischen und harmonischen Kunstform erhobener Kampf zweier Ziegenböcke. Lustig anzusehen war dabei, wie geschickt sie nach dem Takt eines am Kai umherziehenden Orgel-Klaviers ihre Kapriolen tanzten.

Vielleicht eine Nachwirkung der Anschauung von der Freiheit von Luft, Wald und Wasser ist die in Italien herrschende Grausamkeit gegen alles, was da kreucht und fleucht. Auf Anacapri beginnt im September die Zeit des Wachtelfanges. An den westlichen Vorgebirgen der Insel, bei Torre Damecuta und bei Torre di Guardia, ebenso wie gegenüber auf der Punta die Sorrento, wo die von den Alpenpässen her das Mittelmeer passierenden Singvögel, Wachteln, Drosseln sich, von der langen Reise ermattet, vorübergehend niederzulassen pflegen, um von dort nach der Westspitze Siziliens und dann nach Afrika zu fliegen, hier haben die Wachteljäger ihre großen Netze zwischen zwei turmhohen Masten gespannt. Hinter dem Netz lockt eine geblendete Wachtel mit regem Wachtelschlag ihre armen Leidensgenossen herbei. Wenn die matten Tierchen dann auf die Lockwachtel zufliegend sich in den Maschen des Netzes verfangen, knallt sie der unten in einem Schilderhäuschen lauernde Jäger zu Dutzenden nieder. In den Delikateßläden von Neapel und Rom werden dann die kleinen Leichen unserer heimischen lieblichen Frühlingssänger in Menge für die italienischen Feinschmecker zur Schau gestellt. Nichts ist empörender als dieser italienische Raubmord an unseren Singvögeln, ein durch das Alter geheiligtes Vorrecht des Volkes, das bisheran noch keine italienische Regierung ernstlich zu beseitigen versucht hat, so oft auch das Ausland zum Schutz ihrer gefiederten Sänger ein solches Vorgehen der Regierung nahe gelegt hat. Das italienische Ministerium, das einen solchen Antrag an das Haus der Onorevoli auf dem Monte Citorio zu stellen wagte, würde sofort von einem wahren Orkan der Volkswut spurlos weggefegt werden. So tief steckt dem Volke der Grausamkeitstrieb gegen alles Wild in den Knochen. Das kann man schon bei der Jugend bemerken. Der Anblick eines nahen Spatzen oder Buchfinken, einer niedlichen Eidechse oder unschuldigen Blindschleiche versetzt den jungen Italiener in leidenschaftliche Erregung, und er ruht nicht eher, als bis er das Tierchen mit einem Steinwurf getötet hat, falls es ihm nicht gelingt, dem grausamen Wüterich zu entrinnen. Bei der Vogeljagd mag noch die Hoffnung auf einen kargen, aber billigen Fleischgenuß hinzukommen, vor allem bei jenen Straßenjungen, die niemals im Jahre einen Braten zu schmecken bekommen.

Die Grausamkeit in der Behandlung seines Viehs, der Pferde, Esel und Maultiere teilt der Italiener mit allen Südländern.

In italienischen Kirchen.

Die Zeiten sind längst vorüber, wo die Päpste durch scharfe Erlasse und unter Androhung schwerer kirchlicher Zensuren das Rauchen sogar im hochheiligen Petersdom untersagen mußten, wo sie über die gotteslästerliche Sitte, die Blätter eines gewissen Teufelskrautes zusammenzurollen, anzuzünden und einen abscheulichen Qualm gegen die herrliche Kuppel emporzublasen, nicht scharf genug vorgehen konnten. Aber noch nicht lange ist es her, da konnte man in verschiedenen Kirchen Roms beim Eintritt die Aufschrift lesen: „Es

ist verboten, Hunde und Katzen mitzubringen." Auch heutzutage nimmt noch manches alte Mütterchen ihr Lieblingskätzchen mit zur Andacht, ohne daß jemand Anstoß daran nähme, und wenn dem Hausvater zur Sonntagsmesse sein Hund in den Gottesdienst folgt, und dieser ruhig neben der Bank seines Herrn kauert, so fällt auch dieses nicht weiter auf. Auffälliger wird die Sache schon, wenn vorbeigeführte Gymnasiasten — es war dies einmal in S. Maria Novella in Florenz — den Hund necken und reizen, und dieser dann durch lautes Bellen darauf antwortet. Allein in dem vorliegenden Falle ließ sich der fromme Herr, der den Hund mitgebracht hatte, nicht im geringsten in seiner Andacht stören, und der Hund bellte fort, bis die Jünglinge vorbeigezogen waren.

Das Verhalten und Gebahren der Italiener in der Kirche ist viel freier und ungenierter als bei uns. Das Plaudern, Scherzen, Flirten und Lachen ist bei den stark besuchten Sonntagsmessen unter der sog. besseren Gesellschaft die Regel. Aber auch sonst kann man dies beobachten. Just wie ein Schäferhund umwandelte in einer Gymnasialkirche am Forum Romanum in Rom ein Geistlicher während der ganzen Messe die plaudernde, lachende, sich neckende, stets bewegliche Knabenschar, hier und da zum Schweigen, zum Knien, zu einer guten Haltung ermahnend, hier einem das Gebetbuch zurechtrückend, dort zwei Zankende beruhigend, und das alles mit beispielloser Geduld und Seelenruhe. Wenn im Dom von Catania das hohe Fest der h. Agatha, die dort begraben ist, und zu deren Namensfest mit einem Aufruf „Viva Santa Agatha" (Es lebe die h. Ag.) eingeladen worden ist, mit aller Pracht und Feierlichkeit begangen wird, und der Kardinal unter den Orgelklängen von Wagners Tannhäusermarsch zu seinem hohen Throne fast mitten unter den Gläubigen geleitet worden ist, so stört es die Fremden, wenn dicht dabei zwei junge Fanten, nachlässig an einen Pfeiler gelehnt, unter Scherzen und Lachen ganz laut ihre Gedanken austauschen; die Katanesen lassen sie ruhig weiter scherzen und plaudern. Wenn während der Wandlung bei der Messe in der Capella Palatina zu Palermo ein Messdiener, auf seinem Stühlchen sitzend, sich das weiße Röckchen über Kopf und Ohren zieht, so mutet das uns ganz befremdlich an und es juckt uns in den Händen bei einem solchen Anblick. Die frommen Leute von Palermo bemerken es nicht, ebenso wie sie es nicht beachten, daß der vornehme Klerus im Chor scherzt, lacht, sich Winke gibt, während er singen oder beten soll. Dasselbe hat man lange Jahre im Dome von Florenz beobachten können.

Im hohen Dom von Palermo, wo unsere deutschen Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. in mächtigen Porphyrsarkophagen beigesetzt sind, sitzt die zelebrierende Geistlichkeit im Sonntagshochamt, während die Leviten gelesen werden, auf ihren Chorsesseln. Da macht einer der Herren die anderen auf eine durch das Chor flatternde Schwalbe aufmerksam, der andere weist mit dem Finger hoch nach der Stelle, wo sie jetzt sitzt. Die Schwalbe nimmt ihr ganzes Interesse in Anspruch.

Selbst im Dom von St. Marco in Venedig konnte ich vor Jahren, als der jetzige Papst noch Patriarch in der alten Markusstadt war, eine ähnliche kleine Szene erleben. Die Stechmücken hatten mich bei drückender Schwüle gegen 5 Uhr morgens vom Lager auf den Markusplatz getrieben und ich betrat den Markusdom, dessen Hauptpforte weit geöffnet war. Schon schimmerte von Gold, Edelsteinen und überreichem Zellenschmelz strahlend die herrliche Pala d'oro vom Hochaltar herab, an dem ein alter Prälat die Messe zelebrierte, während ein ebenso alter Küster ihm ministrierte. Mittlerweile brach ein Platzregen aus, der auf das Marmorpflaster des Markusplatzes niederprasselte. Zuerst wandte sich der Küster vom Altar weg der offenen Pforte zu und betrachtete mit Neugier den niederprasselnden Regen, dann machte er den Priester auf das Naturereignis aufmerksam, der sich

umwandte und nun hinausblickend auf den Platz mit dem Küster ein längeres Gespräch begann, das sicherlich nicht zur Messe gehörte. Dann ging die heilige Handlung weiter. Ich glaube nicht, daß die paar Frauen, die in der Kirche waren, an dieser naiven Unterbrechung der h. Handlung Anstoß genommen haben.

Die Italiener gehen mit unserm Herrgott, so urteilte ein deutscher Kleriker, viel freundschaftlicher und republikanischer um als die Deutschen. Ihre Frömmigkeit ist eine andere, als bei uns, aber ob sie weniger tief ist, wer will das entscheiden? Ihre Anschauung über das, was in der Kirche sich schickt, ist jedenfalls eine andere als bei uns. Darum wollen wir sie nicht schelten, sondern uns nur darüber wundern.

Wundernd fragen wir uns auch, ob es denn unbedingt nötig ist, daß, wenn ein Pensionat der h. Catharina von Siena, deren Haupt im Dom feierlich ausgestellt ist, einen Kranz spendet, der vor dem Hauptaltar niedergelegt ist, dieser in großen Buchstaben die Inschrift trägt: Prezzo Lire 20 (Preis 20 Lire). Verzeihen wollen wir es den Mädchen, daß sie zu Ehren der Heiligen ein Lied sehr falsch und schlecht sangen, so daß das Harmonium eine ganz andere Melodie zu spielen schien, als die Mägdlein mit ihren kreischenden Stimmen sangen. Sie konnten es nicht besser. Aber der Heiligen den Preis des Kranzes vorzurücken, oder damit zu prahlen, das geht doch zu weit.

Es ist bekannt genug, daß Damen nur mit schwarzem Kopfschleier zur päpstlichen Audienz zugelassen werden. Ebenso muß jedem auffallen, daß in Italien Mädchen und Frauen möglichst das Haupt verhüllen, wenn sie die Kirche betreten. Haben sie keinen Schleier oder kein Kopftuch, dann dient als Ersatz das Taschentuch, das sie sofort beim Betreten der Kirche über das Haupt breiten. In den Kirchen Bolognas fiel mir vor Jahren eine Verordnung des Kardinals Svampa in die Augen, in der dieser Erzbischof den Mädchen und Frauen nachdrücklichst unter Hinweis auf Paulus, 1. Brief an die Korinther, 11. 5, empfahl, die alte christliche Sitte, in der Kirche beim Gebete das Haupt zu verhüllen, nicht außer Acht zu lassen, sondern regelmäßig zu betätigen. Man erinnert sich hierbei gewiß an die entsprechende Sitte bei den griechischen und römischen Priestern, bei den Israeliten, die ja auch bedeckten Hauptes beten und bedeckten Hauptes die Thora lesen.

Eine ebenfalls an jüdischen Ritus erinnernde Sitte ist mir in Padua in der Kirche des h. Antonius, der dort schlechtweg „il Santo", „der Heilige" heißt, aufgefallen. Daß die Juden in Jerusalem an der Klagemauer ihre Gebete verrichten, indem sie ihre Hände hoch gegen die Mauer stützen, ist aus Photographien bekannt geworden, die dort aufgenommen worden sind. Nach der Messe über dem Grabe des Heiligen in Padua trat eine Menge frommer Paduaner hinter den Altar und legten betend ihre ausgestreckten Hände an die Hinterwand des Sarkophags, der die Gebeine des Heiligen enthält, offenbar um durch Berührung mit dem die heiligen Gebeine einschließenden Marmor das Gebet wirksamer zu machen. Hierbei mag man sich auch an die mittelalterliche Sitte erinnern, bei einem wichtigen Schwur einen Reliquienschrein oder das Evangelienbuch mit der anderen Hand zu fassen.

In Mailand kann man an Sonn- und Festtagen das Hochamt nach ambrosianischem Ritus feiern sehen, in Rom zu S. Peter und in anderen Kirchen griechisch-unierte Priester die Messe nach altem griechischem Ritus lesen sehen. Im Interesse der Einheit und Universalität der Kirche scheint hier ein Abweichen vom katholischen Ritus geduldet zu werden.

Was uns Nordländern weiter in ital. Kirchen auffällt, ist die Pracht der Ausschmückung an hohen Festen, besonders an dem Patronatsfest der Kirche, an dem das ganze innere Gotteshaus mit roten Tüchern behängt wird und eine Menge krystallglitzernder Lichterkronen mit vielen Kerzen den Raum erhellen. Selbst St. Peter in Rom, der eigentlich zu schön

und zu prächtig ist, um noch geschmückt werden zu können, wird an den hohen Festtagen der Heilig- oder Seligsprechungen derart mit roten Tüchern behängt, daß von Pfeilern und Säulen kaum mehr etwas zu sehen ist. Tausende und aber Tausende von Kerzen erleuchten dann auf zahlreichen Krystallkronen aufgesteckt, die ungeheuren Räume. Eine rote Draperie am Eingangstor der Kirche kündet draußen schon das Fest in der Kirche an.

Und vollends die rauschende Musik und der herrliche Gesang an solchen Festtagen! Was wunder, daß dann selbst die Kirchen, die sonst das ganze Jahr leer stehen, mit Menschen dicht gedrängt voll sind, die der herrlichen Musik und den wunderbaren Chören und Soli auf der Orgelbühne lauschen! Nicht einmal in Rom hat der Papst die in einem seiner ersten Proprio motu verordnete Vereinfachung der Kirchenmusik und Rückkehr zum gregorianischen Gesang durchsetzen können. Wohl ist in St. Peter und in den andern großen Basiliken die Reform durchgedrungen, aber noch nicht in den zahlreichen anderen Kirchen. Die früher mit Sängerinnen und anderen erwachsenen Personen besetzten Alt- und Sopranstimmen werden jetzt in den großen Basiliken überall von Knaben gesungen, aber in den zahlreichen Nationalkirchen sowie in den übrigen Kathedralen Italiens kann man noch den etwas profan klingenden, aber immerhin herrlichen, ergreifenden vierstimmigen Chorgesang mit Frauenstimmen hören und sich an Soli von Bariton-, Tenor- und Sopranstimmen ergötzen, die einem Konzertsaal alle Ehre machen würden. Hier ist die Wirkung der Tradition und der Geschmack der breiten Massen des Volkes machtvoller als der Wille eines wenn auch noch so einflußreichen Menschen.

Der Gesang der Gemeinde ist geradezu entsetzlich und greulich! Ich habe selten etwas so kreischendes und mißtönendes gehört wie das Singen der lat. Responsionen und der Litaneien durch die kirchliche Gemeinde.

Wie der italienische Orgelspieler sein Instrument meistert, besonders wie er zu registrieren versteht, ist sehr erfreulich; dieser Satz wird jedoch von den Verehrern und Vertretern der bei uns eingeführten Musik der Cäcilienvereine nicht unterschrieben werden. In Italien ist kirchliche und profane Musik noch immer nicht so scharf geschieden, wie bei uns. Die ganze Kirchenmusik wird noch von Oratorium und Oper stark beeinflußt. Etwas uns ganz fremdes ist das Zusammensingen und das Zusammenspielen zweier Chöre und Orgeln, die in den großen Basiliken und Kathedralen im Chor einander gegenüber aufgestellt sind, zur vollendeten architektonischen und musikalischen Harmonie.

San Vito di Cadore.

Nichts empfiehlt sich für einen rüstigen Wanderer, der Italien aufsucht, mehr als die Alpenpässe zu Fuß zu durchwandern und über sie nach Italien hinab zu steigen. So lernt er die ältesten, geschichtlich denkwürdigen Alpenstrassen kennen, kann den schnellen Vegetationswechsel von den kahlen, wilden und einsamen Paßhöhen bis hinab zu der reichen italienischen Flora mit ihren Kastanien, Oliven, Cypressen und Weinbergen in kürzester Frist erleben und zugleich die schönsten Teile der Alpen mit ihren Flußläufen von der Quelle bis zur Poebene durchmessen. So lernt man auf solchen Wanderungen kennen den Großen St. Bernhard, Gemmi, Grimsel, Furka, Simplon, St. Gotthard, Splügen, Julier, Albula, Maloja, Bernina, Finstermünz, Stilfser Joch, Fernpaß und Brenner.

Während alle sonstigen Alpenübergänge für mich sehr genußreich verliefen, hatte ich nach Uebersteigung des Brenners beim Marsch durch die Dolomiten von Toblach bis ins Piavetal einst einen richtigen dies nefastus. Trotz frühzeitiger Ankunft in Toblach fand ich dort

nur mit Müh und Not ein Nachtquartier, da alle Gasthäuser vollgepfropft mit Fremden waren. Zuletzt ließ sich ein Wirt herbei, in einem Korridor für mich durch eine spanische Wand ein Ende abzutrennen und in ein Schlafzimmer zu verwandeln. In der Nacht wurde ein Italiener in dem Gasthaus toll, schrie und lärmte bis zum frühen Morgen, so daß kein Mensch ein Auge schließen konnte. Morgens früh 5 Uhr gings dann hurtig die herrliche Straße hinauf über Schluderbach am Misurina-See vorbei mit beständigem prächtigem Blick auf den Monte Cristallo und die benachbarten gelbroten, himmelstarrenden Dolomitenriesen, dann hinab nach Cortina di Ampezzo, dem letzten österreichischen Ort im Dolomitengebiet. Statt in diesem lieblichen, mit allem Komfort für Dolomitenwanderer versehenen Ort zu bleiben, entschloss ich mich noch selbigen Tages die italienische Grenze zu erreichen und in dem ersten Dorfe San Vito di Cadore zu übernachten. Nach längerem Marsch erreichte ich die Grenze, passierte die Dogana (Zollwache), wo ein Zöllner mit seinen schmutzigen Händen mir die ganze Wäsche in meinem Tornister durchwühlte und als er eben bis zu meinen Chokoladetafeln gekommen war, mich mit einem Basta! gnädig entließ. Seine vorherige Frage: Niente di dazio? sigari, tabacco? hatte ich als Nichtraucher gewissenhaft mit Nossignore! beantwortet. Das einzige Gasthaus in diesem Grenzort war ganz mit Sommerfrischlern aus dem Venezianischen angefüllt und kein Platz mehr vorhanden. Ich erlebte dasselbe Mißgeschick wie am vorhergehenden Tage. In dem höchst unsauberen Gasthause wurde ein im Erdgeschoß gelegenes schmutziges Loch, das nach der Straße hin ein kleines Fenstergitter, aber kein Fenster hatte, dessen Tür kein Schloß hatte oder je gehabt hatte, notdürftig zu einem Schlafraum umgewandelt. Um die Türe zu schließen, mußte ich einen alten Tisch, der als Waschtisch dienen sollte, gegen die Türe rücken. Da das Abendessen genau für die Personen, die dort untergebracht waren, berechnet war, konnte ich auch nicht an der Abendtafel teilnehmen, gab mich aber zufrieden mit dem, was sonst vorhanden war, und begab mich dann, recht müde von dem Tagemarsch, in mein Verließ zur Ruhe. Durch das Gitter am fehlenden Fenster konnte ich den Monte Antelao, nach dem auch das Gasthaus seinen Namen hat: Albergo dell' Antelao, den gewaltigen, die Grenze beherrschenden Dolomitengipfel, strahlend im Glanz der untergehenden Sonne, sehen.

Jetzt begann der zweite Akt meines Mißgeschicks. Ganze Kohorten hüpfender Blutsauger fielen über mich her, wahrscheinlich weil sie als Irredentisten in mir einen Nationalfeind vermuteten, und hinterher kamen als Triarier jene schrecklichen langsamen, häßlich duftenden Ungeheuer, die vollends mir die Nachtruhe raubten. Draußen aber trottelte stundenlang bei nachtschlafender Zeit irgend ein Italiener mit schwerem Schritt vor meinem Gitterchen vorbei, als ob er Wache halten wollte, damit ich nur ja meinen Peinigern nicht entwischen könnte. So begrüßte ich mit Freuden das aufgehende Tagesgestirn, als ich plötzlich im Oberstock Rufen und Lärm vernahm. Auf meine Frage, was denn los sei, teilte mir der Padrone mit, in der Nacht seien Räuber (rubatori e ladri) vom Antelao herunter gekommen, hätten aus einem benachbarten Garten eine Leiter genommen, seien durch das eingedrückte Fenster im ersten Stock in seine Schreibstube eingedrungen, hätten alles erbrochen und das Geld und die Wertsachen geraubt. Jetzt wurde mir erst klar, was die trottelnde Schildwache in der Nacht bezweckte, sie sollte „Schmiere" stehen. Bald kamen die Carabinieri, die bei der Zollwache einquartiert waren, besahen sich das Unglück und stellten fest, daß die Räuber zum Antelao mit ihrem Raub entwischt waren. Ich kehrte baldigst dem ungastlichen Gasthause den Rücken und war froh, nach einigen Stunden Pieve di Cadore, die Heimat des großen Tizian, und bald Perarolo zu erreichen, wo ich mich nach den Leiden der Nacht erquickte, um dann in herrlicher Wagenfahrt das Tal der Piave hinab zu fliegen.

Recht eigentümlich, aber für italienische Bequemlichkeit so recht bezeichnend war die Art, wie man die im oberen Pievetal gefällten und behauenen Baumstämme von Pieve di Cadore ab auf dem nunmehr Piave genannten Fluß abwärts beförderte. Die Herstellung eines Flosses schien gar nicht bekannt zu sein, vielmehr wurden die Stämme einzeln ins Flußbett befördert und dann aufs Geratewohl der Strömung überlassen. So konnte man denn viele Kilometer abwärts allenthalben am Ufer, im Schilf und auf Gestein festgefahrene Baumstämme sehen, die so lange dort liegen blieben, bis der Juppiter Pluvius sich ihrer erbarmte und für ihr Fortkommen sorgte.

Gegen Abend betrat ich das reizende Belluno mit seinen lieblichen Gärtchen, seiner schönen venetianischen Architektur und den wundernetten Sträßchen und Gäßchen. Am folgenden Morgen schon fuhr ich durch den Canal grande von Venedig und begrüßte am Mittag von der Höhe des Glockenturmes von San Marco die Beherrscherin der Adria.

Madonna del Sasso bei Locarno.

Keinen schrofferen Gegensatz gibt es jenseits der Alpen in der Natur als den zwischen der milden und farbenreichen Schönheit Italiens und der erhabenen, gigantischen Alpennatur mit den schroffen Zacken, den massiven Alpenstöcken mit ihren Firnen, Gletschern und Geröllhalden. Dort die reinsten und klarsten Formen, die schönsten Konture und die zartesten Uebergänge, alles in die duftigsten Farben getaucht, nichts Hartes, Starres, Gewaltsames; alles belebte Form, die durch intensives Licht und zarte Farbe zur vollendeten Harmonie erhoben ist. Hier dagegen himmelanstarrende Massen, wie von Giganten wild und ohne Gesetz aufgetürmt, alles scharfeckig und kantig, gewaltsam und willkürlich mit scharfen Licht- und Farbkontrasten, alles mehr erschreckend und überwältigend durch Erhabenheit und Großartigkeit, als entzückend und beruhigend. Dieser Gegensatz hat bei manchem römischen Schriftsteller des Altertums das abfällige Urteil über die Schrecken der Alpenwelt hervorgerufen.

Kontraste hat im Einzelnen die südliche Natur in Hülle und Fülle; aber sie lösen sich in der Gesamtheit des Bildes zu schönster Harmonie auf.

Wenn man vom Vierwaldstätter See kommend, das wilde Reußtal aufwärts die Gotthardstraße entlang zieht und über die tote, starre Paßhöhe hinab ins Tessintal steigt und endlich die oberitalischen Seen erreicht, dann wird man diesen Kontrast sofort merken, besonders wenn man hier wie dort im Alpengebiet einige Male den Sonnenuntergang erlebt hat. Man braucht nur in Locarno, einer durchaus italienischen Stadt im Schweizer Kanton Tessin, am nördlichen Zipfel des Lago Maggiore, einige Tage zu rasten, um diesen wundervollen Gegensatz zwischen Norden und Süden kennen zu lernen, man braucht nur zu dem herrlichsten Punkte der Umgebung, zur Madonna del Sasso beim Abendläuten hinaufzusteigen, um die ganze milde Schönheit einer italienischen Landschaft mit ihrer dunstigen Klarheit zu genießen. Jetzt, wo eine Drahtseilbahn hinaufführt, ist der Ausflug in einer Stunde gemacht.

Aber auch das Heiligtum der „Jungfrau vom Felsen", der Madonna del Sasso, verdient einen mehrmaligen Besuch. Es ist gerade die Oktave der Erscheinung der Jungfrau Maria auf diesem schroffen Felsen, im Monat August. In der Nacht auf den 15. August 1480 soll hier der Diener Gottes Fra Bartolomeo, ein Mönch des Franziskanerklosters in Locarno, eine Vision der Jungfrau Maria gehabt haben, die so lange andauerte, bis ihn, der zum Gebet auf diesen steilen Berg emporgestiegen, ein anderer Mönch, der ihn suchte, in der

Verzückung traf und aufweckte. Zum ewigen Andenken an diese Erscheinung der Madonna del Sasso wurde dort eine Kapelle mit Loggia und kleinem Kloster erbaut, die besonders in der August-Oktave von der Landbevölkerung und den Anwohnern des Lago Maggiore viel besucht wird.

So bequem jetzt der Aufstieg durch die Drahtseilbahn geworden ist, so wunderbar ist der Fußweg, der im Zickzack über Abgründe und schroff abfallende Schluchten den steilen Fels hinanführt, nicht nur wegen des beständigen Wechsels der Aussicht, sondern vor allem wegen der frommen Pilgerscharen, die zu dem Heiligtum hinauf ziehen:

„Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angetan;
Eine volle Himmelsleiter
Steigt der schroffe Berg hinan."

Was Uhland in seinem „Waller" von der Madonna della Varca in Galizien erzählt, läßt sich bis ins Einzelne im Monat August bei der Madonna del Sasso beobachten, nur daß der büßende Brudermörder fehlt, den die Gottesmutter an ihrem Himmelfahrtstage vor der Schwelle ihres Heiligtums erlöste.

Heiteres und ernstes, wohlgekleidetes, kräftig schönes und armes Landvolk steigt den ganzen Tag die Himmelsleiter hinan, um dort oben in der prächtig geschmückten Barockkirche vor dem wundertätigen Bilde der Madonna del Sasso zu beten, das Herz auszuschütten und Trost im Leid zu finden. Alle Wände der freundlichen Kapelle sind mit Ex voto-Bildern behängt, die von naiver Künstlerhand gemalt, allerlei Heilungen und Errettungen aus körperlichen und geistigen Nöten darstellen. Da sehen wir Kinder, die dem Feuer zu nahe gekommen sind und lichterloh in Flammen stehen, von der Madonna del Sasso gerettet, Knaben, die von einer Giftschlange bedroht werden — der naive phantasievolle Künstler hat aus der Schlange eine Lernäische Hydra mit vielen Köpfen gemacht —, jemand, der vom Pferde gestürzt ist, ein in schwerer Krankheit liegender Vater, an dessen Bett Gattin und zahlreiche kleine Kinder die Hände ringen, sie alle werden durch die Anrufung der Madonna del Sasso aus Todesgefahr errettet; denn die Erscheinung der Madonna auf jedem Bild ist die Gewähr für die Erhörung der Bitte. Das bunteste Bild bot sich auf der freien Terrasse vor der Eingangshalle dar, wo in malerischen Gruppen die Landleute in wohlanständiger Fröhlichkeit sich lagern und ihre mitgebrachten Speisen verzehren, während andere die Stände der Devotionalienhändler umringen, um irgend ein Andenken für liebe Verwandte zu kaufen. Als ich einen „Führer" durch das Heiligtum mit Gebeten und Liedern ansah, bemerkte mir die Verkäuferin: „Niente per Lei" (das ist nichts für Sie), und gab mir einen mit einer Geschichte des Wallfahrtsortes versehenen, den ich denn auch sofort kaufte. Noch herrlicher als von der Terrasse ist der Blick von der Seitenloggia nach Locarno und dem See zu. Wie der h. Franziskus seinen Konvent hochoben an der schönsten Stelle von Assisi, von wo man den freiesten Blick über den Apennin und das Tibertal hat, anlegte, so hat auch ein Mitglied desselben Ordens diese wunderbar schöne Stelle zu seinen frommen Betrachtungen in der Einsamkeit aufgesucht und einen der prachtvollsten Blicke erschlossen. So spiegelt sich das fromme Naturgefühl des Ordensstifters in dem Franziskanerbruder Bartolomeo, dem Stifter der Madonna del Sasso, wieder.

Kreuzwegstationen in äußerst realistischen und formvollendeten plastischen Gruppen, reich bemalt, sind zur Seite des steilen Pfades angebracht. Diese schließen ab, bevor man die Wallfahrtskapelle betritt, mit mehreren Gruppen, die mit der Leidensgeschichte Christi zusammenhängen. Geradezu überraschend ist in einer Kammer das Abendmahl mit lebens-

großen Figuren im Charakter der Renaissance ausgeführt. Auf dem Tisch ist alles plastisch dargestellt, Geräte, Becher, Brot, das Osterlämmchen, und am Tisch sitzen die großen bemalten Charakterfiguren, unter denen der Verräter Judas durch seinen Geldbeutel und seine spitze Plebejernase wohl gekennzeichnet ist. Aehnlich ist an anderer Stelle die Pietas und die Aussendung des h. Geistes plastisch ausgeführt.

Werfen wir noch einen Blick von der Loggia über See, Gebirg und Land und steigen dann hinab nach Locarno, das manchen deutschen Kaiser des Mittelalters in seinen Mauern beherbergt hat.

Der Monte Pincio in Rom.

Wie viel schöner ist der Monte Pincio mit seiner im Freien zwischen Beeten und südlichen Baum- und Strauchgruppen angelegten Gallerie berühmter italienischer Staatsmänner, Künstler und Gelehrten, sowie gegenüber, jenseits der Stadt, die Via Garibaldi auf dem Gianicolo, mit den Büsten der Freiheitshelden, als etwa die Walhalla bei Donaustauf oder die Befreiungshalle bei Kelheim, da in Rom die schönste Promenade mit reicher südlicher Vegetation mit den herrlichsten Ausblicken jedem Besucher Roms, den Einheimischen und Fremden zwingt auch die Männer, durch die Italien groß geworden ist, kennen zu lernen. Wie wenige machen in Deutschland eine Reise zu jenen Ruhmesschöpfungen Ludwigs I von Bayern! Wie wenig bekannt sind daher diese Ruhmestempel deutscher Größe!

Auf dem Monte Pincio endet tagtäglich vor Sonnenuntergang der Corso, jene Wagenfahrt der Vornehmen Roms, auf die wie sonst überall Ovids Wort paßt: Spectatum veniunt, veniunt, spectentur ut ipsae. Wir wollen zu stiller Stunde, morgens früh, wenn die Sonne die Kuppel von St. Peter mit ihrem strahlenden Licht erleuchtet und stille Einsamkeit uns umgiebt, hinaufsteigen, um den prächtigen Ausblick zu genießen.

Das ganze Stadtbild beherrscht das gerade vor uns gelegene päpstliche Rom mit Peterskirche und Engelsburg, deren gelbbraune Massen sich wuchtig über die Stadt erheben. Schon dehnt sich, das alte Stadtbild verändernd, der Kolossalbau des üppigen Justizpalastes zwischen Engelsburg und der Aqua Paola, inmitten jener langweiligen Neustadt von Prati di Castello aus, die ebenso gut Leipzig, Berlin oder Cöln heißen könnte. Jener Prachtbau mit seinem reichen architektonischen und Figurenschmuck bezeugt ebenso wie das noch zu nennende Nationaldenkmal, daß die Italia Unita in Prunkbauten hinter der großen Vergangenheit nicht zurückstehen will. Weiter links erscheint auf den Höhen des Gianicolo oberhalb von Trastevere rechts von der triumphbogenförmigen Aqua Paola die Kirche S. Pietro in Montorio, von wo man abends den schönsten Blick über Rom, das Gebirge vom Sorakte über die Sabinerberge hin mit dem Monte Gennaro (Lucretilis) zu dem Albanergebirge mit dem Krater des Monte Cavi hat. Scharf hebt sich auf der Höhe ab gegen den blauen Horizont das riesige Reiterdenkmal des großen Republikaners und Patrioten Garibaldi, des Mannes mit dem goldenen Herzen und dem Kopf eines Büffels, der als verspäteter Condottiere mit dem Ruf Roma-o-morte! die begeisternde Parole gab für die letzten Freiheits- und Einheitskämpfe eines großen, in der Geschichte beispiellos mißhandelten Volkes. Verzeihen wir Deutsche ihm die Don-Quixoterie von 1870 und suchen ihn aus seiner Zeit und seinem Charakter zu begreifen. Er ist ja der Typus des modernen Italieners mit all seinen Schwächen und Vorzügen, der begeisterte Vorkämpfer der italienischen Einheit, der zuletzt seine republikanische Ueberzeugung der politischen Einheit zum Opfer gebracht hat.

Vorne liegt die ewige Stadt mit ihren zahlreichen Renaissancekuppeln, den zwei großen Rotunden des Augustus-Mausoleums und des Pantheon, und schon erhebt sich auf

dem Kapitolinischen Hügel zur Linken über S. Maria in Araceli, das Campanile des Senatorenpalastes fast überragend, das Nationaldenkmal der Italiener, an dem man seit dem Tode Vittorio Emanueles II. 1878, des Re galantuomo, in einem fort arbeitet. Schon sieht man die breite und hohe Säulenhalle in der Art der Münchener Bavaria, aber viel großartiger und prächtiger, mit ihren ungeheuren korinthischen Säulen emporragen, die in sich und unter sich das neue städtische Museum einschließen und auf einem massiven Unterbau in der Mitte der Halle das Denkmal jenes Königs erhalten soll. Werden die Italiener, die schon zahlreiche Millionen für die in einem fort abgeänderten und zuletzt vereinfachten Pläne und auf den teuren Unterbau an dieser erhabenen, aber auch recht engen Stelle der alten Arx verwendet haben, endlich 1911 die Vollendung des Denkmals sehen? Hinter dem Kapitol liegt das Forum mit seinen antiken Baudenkmälern verborgen. Rechts davor ragt der obere Teil der Säule des M. Aurelius mit der Statue des h. Paulus, nach St. Peter hinschauend, empor.

Ganz vorn blickt man auf die Piazza del Popolo, den Obelisken und die Kirche S. Maria del Popolo, die der frühere Rompilger zuerst betrat, um für die glückliche Beendigung der Reise auf dem Boden der ewigen Stadt zu danken. Hier hat das anstossende Kloster der Augustinermönche auch Martin Luther beherbergt, als er ad 1511 limina apostolorum zog. Im Hintergrunde zeigen sich die Villen des Monte Mario: Mellini und Madama. Welches Stadtbild ließe sich an Schönheit, Erhabenheit und an Reichtum der geschichtlichen Erinnerungen mit dem Monte Pincio vergleichen?

Hier wandelt jetzt unser letzter Reichskanzler Fürst Bülow, der Besitzer der herrlich gelegenen Villa Malta, angesichts des einziggroßartigen Stadtbildes der Roma aeterna und wiederholt in stiller Zufriedenheit, an der von Goethe gepflanzten Palme vorbeigehend, sicherlich dessen Worte:

„O, wie fühl ich in Rom mich so froh, gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag."

St. Peter.

Tritt man beim Glanz der südlichen Sonne auf den Petersplatz in Rom, so hat man ein Bild von einziger Pracht vor sich. Das Gelbbraun der breiten Palastfassade von St. Peter, des Kuppelzylinders und des Vatikans, das Graublau der Kuppel des Michelangelo und der beiden Seitenkuppeln ergänzt sich mit dem dunkelblauen Himmelsgrund zu einem farbenprächtigen Bilde von überwältigender Großartigkeit. Solche Farbeneffekte malt die Sonne nur im Süden, vollends bei einem solchen architektonischen Ganzen!

In die weite Vorhalle mit prächtig kassettierter Decke eintretend, werden wir schon auf das Innere des Petersdomes vorbereitet. Wenn wir die großartige Mittelpforte mit ihrem reichen Reliefschmuck auf den Bronzetüren etwas genauer ins Auge fassen, dann fällt uns auf, in wie naiver Weise hier antik-heidnische Darstellungen aus Mythologie und Geschichte die in den Haupttürfüllungen dargestellten biblischen und christlichen Szenen umranken. Da finden wir die Taten des Herkules, anfangend mit der Darstellung, wie der jugendliche Riese die beiden von Juno zu seiner Tötung geschickten Schlangen erwürgt. Weiter sehen wir antike Verwandlungsszenen, wie Kirke die Gefährten des Odysseus verzaubert, Phrixus und Helle auf den Widder, Mädchen entführende Pane, Leda mit dem Schwan, Hylas an der

Quelle, wir sehen, wie Juppiters Adler den schönen Ganymed entführt, wie Aias, der sich ins Schwert gestürzt hat, von der Tekmessa aufgefunden wird. Der Raub der Sabinerinnen und die Ersteigung des Kapitols durch die Gallier, wobei eine schrecklich große Gans den beiden zuerst die Zinnen ersteigenden Galliern entgegenschnattert, Jagd auf wilde Tiere und allerhand Darstellungen aus der Tierfabel, alles recht realistisch dargestellt, umrankt ganz harmlos die Heiligengestalten und die frommen Szenen der Bibel. Das sollte man an der Bronzetür des Cölner Domes gewagt haben! Allein die Künster der Renaissance ebenso wie ihre Auftraggeber (Antonio Filarete, der 1439—1445 die Türe schuf, und Eugen IV.) nahmen keinen Anstand und keinen Anstoß bei solchen Mischungen heterogener Stoffe, da sie das mythische und geschichtliche Altertum als ihre eigene Vorgeschichte betrachteten und naiv Mythus mit Geschichte und Bibel vermischten, zumal das Aufblühen des Humanismus die Begeisterung für das klassische Altertum geweckt hatte.*)

Die vollste Harmonie der architektonischen Verhältnisse, die leuchtendste Farbenpracht und der hellste Glanz zeichnen das Innere von St. Peter aus. Wie leicht und einfach geht aus den gewaltigen vier Kuppelpfeilern der prächtige hohe Tambour hervor, wie glatt und kühn aus dem Tambour die schön gegliederte, freischwebende Kuppel mit der offenen Laterne! In kaum geahnter Harmonie und Vollkommenheit ist hier die Pantheonkuppel auf das Tonnengewölbe der Konstantinsbasilika am Forum gelegt. Die Materie ist nirgendwo in der Welt so siegreich vom menschlichen Geist überwunden worden wie in der Kuppel des Michelangelo.

„Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick."

Und welche Lichtfülle, welcher Glanz flutet besonders bei Nachmittagssonne durch den herrlichen Raum! Man kann sich nicht satt sehen an diesem einzigen Triumph menschlichen Genies und vollendeter Technik über die tote Materie. Es ist, als müßte das alles so sein, als wäre ein ganz einfacher, klarer Gedanke in der einfachsten Form Wirklichkeit geworden. So einfach, fest, unvergänglich, so harmonisch vollendet in Gestalt und Schmuck erscheint der Kuppelbau.

Nun erst die Größenverhältnisse! Durch wiederholtes Umwandern der unteren und der oberen Gallerie im Innern des Tambours bekommt man erst einen Begriff von den Größenverhältnissen. Denn was sagen uns die ziffermäßig genauen Angaben, daß das Mittelschiff 187 m, einschließlich der Mauern (ohne Vorhalle) sogar 194 m lang, 46 m hoch, 27 m breit ist, daß die Kuppel bis zur Laterne 123,4 m hoch, bis zur Spitze des Kreuzes 132,5 m hoch, 42 m breit ist, daß die Bronzekugel unter dem Kreuz 16 Personen fassen kann, daß St. Peter einen Flächenraum von 15 160 qm hat — der Cölner Dom 6010 qm — und daß ich 123 Schritte beim Umwandern eines der 4 Kuppelpfeiler habe machen müssen?

Schon eine der beiden Seitenkuppeln würde einer großen Kirche über der Vierung der Schiffe einen imposanten Abschluß geben. Aber bei der großen Kuppel kommen wir erst,

*) Dieselbe naive Unbefangenheit zeigt sich, um ein nahe liegendes Beispiel anzuführen, an den hochberühmten, kostbaren Reliquienschreinen von Aachen und Cöln; diese sind nämlich überreich mit antiken Gemmen und Kameen geschmückt, die nichts weniger als christliche Gestalten und Gruppen zeigen. Es sind vielmehr allerlei heidnische Gottheiten und mythologische Szenen, die wir dort finden. Man nahm im Mittelalter eben das Schöne, wo man es fand, und die reichste Fundgrube für kostbares Gestein waren die massenhaft noch erhaltenen Gemmen und Kameen in Ringen und anderen Schmuckgegenständen des klassischen Altertums. Eine sehr dankenswerte Arbeit wäre die Veröffentlichung und Zusammenstellung aller an den Reliquienschreinen, Kreuzen und kirchlichen Geräten befindlichen echten antiken geschnittenen Steine.

wenn wir den Menschen zum Maß aller Dinge machen, wenn wir uns selbst mit dem künstlichen schwebenden Himmelsdom vergleichen, wenn wir von unten hoch hinauf in die offene Laterne, wenn wir von oben tief hinab auf den päpstlichen Hochaltar mit dem 29 m hohen Baldachin blicken, zur richtigen Abschätzung der Größenverhältnisse. Der Mensch selbst ist in dieser Welt riesiger Formen der einzige Maßstab, mit dem man messen kann. Wandelt man unten durch die weiten Hallen der Kirche, dann ist der oben auf der Gallerie wie eine Ameise umherschleichende Mensch der beste Maßstab, wie auch umgekehrt, wenn man von der oberen Gallerie das Menschengewimmel unten um den Hochaltar betrachtet. Für denjenigen, der draußen auf der Höhe der Kuppel mit ihrer doppelten Verschalung — zwei halbe Eierschalen, übereinander gestülpt, sind ein gutes Modell für das Verständnis des Kuppelbaus — seinen Rundgang um die Laterne macht, ist das ameisenähnliche Gewimmel tief unten zwischen den Kolonnaden der beste Maßstab, ebenso umgekehrt.

Der St. Peter in Rom ist eines der herrlichen Menschenwerke, die uns, je öfter wir sie sehen, mit immer größerem Staunen, mit immer größerer Bewunderung erfüllen, da die reiche, ja überreiche architektonische Gliederung, der überaus prächtige Schmuck in Marmor, Stuck, Gold, Mosaik und Malerei, der Reichtum an Altären (27) und monumentalen Grabmälern beim ersten Anblick den Sinn dermaßen verwirrt, daß von den Größenverhältnissen und der Harmonie des Ganzen kein klarer Eindruck gewonnen werden kann.

St. Peter kann niemand kennen und genießen, der einmal oder zweimal nach Rom kam und ein paar Stunden der Petersbasilika widmete. Nur nach und nach erschließt sich dem stillen und aufmerksam vergleichenden Betrachter die ganze Größe und Harmonie des Wunderwerkes, das erschöpfend zu beschreiben und zu würdigen unmöglich ist. Mit Hast und Uebereilung wird der arme Romreisende, der in 6 Wochen von Cook oder Stangen durch ganz Italien gehetzt wird, niemals zum Verständnis und zum Genuß dieses Bauwerks kommen können. Daher die vielen abfälligen Urteile!

Die Ausstattung von St. Peter mit Altären und Denkmälern ist wohl am meisten dem Tadel anheimgefallen. Kaum ein einziges Werk der Renaissance in St. Peter ist aus der scharfen Kritik verständiger und unverständiger Kunsthistoriker, Architekten und Künstler unangefochten hervorgegangen. Ja freilich, so lange man mit Winckelmann und Goethe nur den reinen klassischen Stil gelten ließ und alle übrigen Kunstwerke bei ihrer Beurteilung über den Leisten klassischer Kunstanschauung schlug, konnte man St. Peter nicht gerecht werden, ebensowenig wie der reine Gotiker den Renaissancewerken wird gerecht werden können. Ganz gewiß sind die Altäre, besonders der der Tribuna, und die meisten Papstdenkmäler und manche andere Kunstwerke Erzeugnisse der technisch hochstehenden aber vielfach schablonenhaft schaffenden, schwülstigen späteren Renaissance, vor allem des Barockstiles. Wie ideenarm und flach sind die meisten Papstgräber! Wie oft wird Michelangelos Motiv der allegorischen Figuren zur Seite der Hauptperson, wie es in den Medizeergräbern zu Florenz zum ersten Male geistreich durchgeführt worden ist, mehr oder minder geschmackvoll nachgeahmt! Wie oft kehren die Allegorien der Kardinal- und christlichen Tugenden wieder! Aber in den Papstfiguren selbst wird jeder, dessen Geschmack nicht durch klassizistische Voreingenommenheit befangen ist, dennoch manch tüchtige Kunstschöpfung finden und bewundern können, die den Mann getreu nach dem Leben und wahr als Kind seiner Zeit uns vor Augen führt. Es ist an fast allen Denkmälern der Peterskirche etwas auszusetzen: das eine ist zu dramatisch bewegt, das andere zopfig geschmacklos, ein drittes zu starr und leblos, ein viertes zu reich, andere sind überladen. Allein die herrlichen Bronzewerke eines Antonio Pollajuolo für das Grab Innocenz VIII. und

für dasjenige Sixtus IV. in der Sakramentskapelle mit ihrem unvergleichlichen Bronzeschmuck gehören zu dem Besten, was die Frührenaissance geschaffen hat. Die glatten und weichen Schöpfungen des Canova und die klassisch strengen von Thorwaldsen und Tenerani sind gegenüber den früheren Denkmälern des Barock- und Zopfstiles über Gebühr gefeiert worden.

Vollends der Altar der Tribuna mit der Cathedra Petri, von den 4 Kirchenvätern gehalten, und das Tabernakel über dem päpstlichen Hochaltar und die reich geschmückte Confessio, das Grab des h. Petrus, was alles hat man an ihnen zu tadeln gehabt! Ich muß es leider eingestehen, daß ich sie trotz aller Ueppigkeit und Verschnörkelung und trotz der eigentümlich korkzieherförmig gewundenen Säulen des Tabernakels, jedes für sich betrachtet, schön finde. Ob sie zum Ganzen passen, ist freilich eine andere Frage, die ich kaum zu beantworten wage. Als Kunstprodukt seiner Zeit suche ich jedes einzelne Werk zu begreifen und zu würdigen, und ich freue mich jedesmal, wenn ich aus der Betrachtung dieser barocken Kunstwerke einen immer klareren Begriff von der Zeit gewinne, in der sie entstanden sind.

Wenig bekannt dürfte sein, daß in S. Peter auch drei Frauen Grabdenkmäler erhalten haben. Zunächst die Markgräfin Mathilde von Canossa, die Beschützerin des päpstlichen Stuhles unter Gregor VII., deren Gebeine Urban VIII. aus Mantua holen und hier in einem prächtigen Grabdenkmal beisetzen ließ, dann die in Rom zur katholischen Kirche übergetretene Tochter Gustav Adolfs, Königin Christine von Schweden — ein Kenotaph — und endlich Maria Clementina Sobieski, die Gattin Jakobs III., des letzten englischen Thronprätendenten aus dem Hause Stuart. Eine eigenartige Ironie der Geschichte ist es, daß die Tochter des Erretters des Protestantismus in Deutschland ein Grabdenkmal in der Peterskirche gefunden hat.

Zum Schluß ein kleines Idyll! Beim Eintritt in die Peterskirche fallen jedem in der heiteren, fröhlichen Festeshalle, die mit dem niederdrückend dumpfen und düstern Ton nordischer Kirchen gar nichts gemein hat, die beiden Weihwasserbecken in der Nähe der großen roten Porphyrplatte, auf der die deutschen Kaiser gekrönt wurden, an den beiden ersten Pfeilern des Hauptschiffes auf, die Aquasantieri.

Zwei riesengroße, dickbackige Engelknaben mit prächtigen Köpfen, wahre Herkulesse, in kühnbewegter Stellung auf dem Pfeilervorsprung sitzend, halten eine aus gelbem Marmor (giallo antico) gearbeitete Riesenmuschel, hinter der goldene Schilfzweige hervorwachsen, mittels dunkelfarbiger Marmordraperie, die in schönen Falten zu Boden fällt. Diese beiden von jungen Herkulessen gehaltenen Weihwasserbecken sind eine treffliche Vorbereitung auf alles das, was an Ueberraschungen das Innere bietet. Ich habe wiederholt bemerkt, daß die Aquasantieri manchem einfachen Kampagnolen und mancher frommen Bäuerin mehr Freude bereiteten, als alle Papstdenkmäler der Peterskirche zusammengenommen. Denn diese lassen den Ungebildeten kalt und erfüllen ihn höchstens durch ihr kostbares Material und ihre Größe mit Staunen, dagegen die prächtigen Weihwasserbecken versteht und liebt er; sie wird er nie vergessen.

Spruchweisheit auf Papstmünzen.

Gegenüber der Gedankenarmut und der nüchternen Trockenheit der Inschriften auf modernen Münzen, die über die Wahlsprüche der Dynastien und allgemeine Segenswünsche nicht hinauskommen, mutet uns der Gedankenreichtum auf Papstmünzen, besonders des 17. und des 18. Jahrhunderts, überraschend an.

Sehr beliebt sind Sprüche über die Verwerflichkeit des Reichtums und des Geizes. Die

Goldmünzen Innocenz XI., die natürlich meist durch die Hände der Reichen rollten, tragen folgende Sprüche:

Nihil avaro scelestius. Nichts ist verbrecherischer als der Geizhals.
Qui confidit in divitiis, corruet. Wer auf Reichtum vertraut, wird zu Grunde gehen.
Avarus non implebitur. Der Geizhals wird niemals satt werden.

Aehnlich sagt Clemens XI. auf seinen Münzen:

Ferro nocentius aurum (Ovid Metamm. I. v. 54). Gold ist schädlicher als Eisen.
Noli cor apponere! Hänge nicht dein Herz daran.

Alexander VII. läßt auf einer Silbermünze einen großen Geldhaufen auf gedecktem Tisch darstellen mit der Umschrift:

Crescentem sequitur cura pecuniam. (Horaz, Carm. III. 16. v. 17.) Mit dem Wachsen des Geldes wächst auch die Sorge.

Und Clemens XIII. ruft auf einer Münze vom Jahre 1761 den Reichen den bekannten Bibelspruch zu:

Vae vobis divitibus! Wehe euch Reichen!

Hingegen preist Benedikt XIV. auf seinen kleinen Silbermünzen, die durch die Hände der Armen gingen, die Armen selig:

Beati pauperes. Glückselig sind die Armen.

Sehr oft finden sich Sprüche, die zur Wohltätigkeit und zu freigebigem Spenden an die Armen auffordern.

Alexander VII: Hilarem datorem diligit dominus. Einen freundlichen Spender liebt der Herr.
Innocenz XI: Melius est dare quam accipere. Besser ist geben denn nehmen.
Qui dat pauperi, non indigebit. Wer den Armen gibt, wird keinen Mangel leiden.
Clemens XII: Habetis pauperes! Ihr habt ja Arme!
Innocenz XIII: Beatus, qui intelligit super egenum. Glückselig wer für den Bedürftigen sorgt.
Erigit elisos. Das Geld richtet die Bedrängten auf.

Darum rufen Clemens XI., Benedikt XIII., Pius VIII. und andere den Besitzenden zu:

Date et dabitur! Gebet und es wird euch gegeben werden!
Bene fac humili! Tue wohl dem Niedrigen!
Pauperi porrige manum! Dem Armen reiche die Hand!
Da, ne noceat! Spende, damit das Geld dir nicht schade!
Dedit pauperibus. Er (Christus) gab den Armen.
Sit inopiae suplementum! Möge diese Münze eine Hülfe in der Not sein!
Da et accipe! Gib und empfange!

Manchmal wird zum fleißigen Erwerb aufgefordert.

Innocenz XII: Det deus de coelo! Möge Gott vom Himmel uns beschenken!
Dat omnibus affluenter. Er gibt allen im Ueberfluß.
Clemens XI: In sudore vultus tui. Im Schweiße deines Angesichtes (sollst du diese Münze verdienen).
Laetificat civitatem. Er erfreuet die Gemeinde.
Clemens XII.: Quaerite, ut abundetis! Suchet, daß ihr Ueberfluß habet!
Abundent in gloriam dei! Mögen die Leute zur Ehre Gottes Ueberfluß haben!
Labor additus. Mühe angewandt.
Lumen rectis. Ein Stern für die Braven.

Andere Münzen tragen Gebrauchsanweisungen:

Alexander VII.: Temperato splendeat usu! (Horaz, Carm. II. 2. v. 4. 5.) Möge die Münze nicht zu schnell blind werden!

Innocenz XII.: Qui videt te, reddet tibi. Wer dich sieht, wird dir dafür geben. Modicum iusto! Die kleine Münze für den Gerechten.

Diesen letzten Spruch trägt ein halber Grosso Clemens XI., die kleinste geprägte Silbermünze, ein wahres „Scherflein".

Daß hier der Gerechte so viel heißt wie der Arme, ist bekannter biblischer Sprachgebrauch. So erkennen wir aus der Inschrift und aus der Größe, ob die Münzen durch die Hände der Reichen oder der Armen gehen sollen; während jene hart angefahren werden, sehen sich die Armen als die Gerechten und Glückseligen getröstet. Nur die Wohltätigkeit kann den Reichen vor der Verdammung bewahren.

Wenn auch die meisten Sprüche der Bibel entlehnt sind, so finden wir doch bei Alexander VII., Chigi (1655—1667), Stellen aus Horaz angewendet.

Vor S. Maria Maggiore.

Es ist am Ostermorgen vor S. Maria Maggiore, wo zum hohen Feiertage viele Bewohner der Campagna von Rom und der Stadt selbst zusammengeströmt sind, unter denen die Ciociaren mit ihren Eselsfellen um Füße und Beine bekleidet und in ihrer sonstigen malerischen Tracht auffallen. Eine große Schar steht um eine adrett gekleidete Dame zusammengedrängt, die auf einen Stuhl stehend mit einem Stäbchen an dem Bild eines anatomisch geöffneten Menschenkörpers demonstriert. Neben ihr steht auf einem Stativ ein verschlossener Kasten.

Kein Wort spricht die Dame, sie zeigt nur auf die einzelnen Teile dieses anatomischen Bildes des menschlichen Körpers und führt dem gespannt zuschauenden bunten Kreis die Erkrankung der einzelnen Organe und Glieder vor, indem sie zugleich in stummen, aber wohl verständlichen Gebärden die Wirkung der jedesmal am Bild gezeigten Erkrankung den Zuschauern deutlich macht. So schildert sie in lebendiger Gebärdensprache die Erkrankungen der Augen, der Ohren, der Zähne, der Kehle, des Magens, der Lunge, der Leber und des Herzens, indem sie zum Beispiel auf das Ohr des anatomischen Bildes hinzeigend die schmerzliche Miene eines am Ohr leidenden, auf die Zähne zeigend die geschwollene Backe einer Zahnkranken mit dem entsprechenden wehleidigen Gesicht, auf die Lunge mit dem Stäbchen hinweisend, das Hüsteln und die Atemnot eines Lungenkranken täuschend nachahmt. Wir hielten zuerst die Dame für eine stumme Heilkünstlerin, bald aber wurden wir eines anderen belehrt.

Nachdem die Erkrankungen gezeigt und vorgestikuliert waren, bekam die Dame plötzlich ihre Sprache wieder; sie erzählte in kurzen, einfachen, leicht verständlichen Sätzchen, mit klarer heller Stimme, nach jedem Kolon absetzend, folgende wunderbare Geschichte:

Da liegt südlich von Rom, am schönsten Golf der Welt, das herrliche Neapel mit dem feuerspeienden Vesuv, an dessen Fuß die zerstörte Stadt Pompeji an den ersten Ausbruch des Vesuvs erinnert. Bei Pompeji ist eine wunderbare Wallfahrtsstätte der Madonna die Valle di Pompei, die schon viele große Wunder gewirkt hat, von denen ich nur eines euch erzählen will. Ein Mädchen war von ihrem schwerkranken Vater in tiefer Nacht ausgeschickt worden, um Arznei zu holen, als ein Räuber das Kind überfiel; schon zückt er seinen Dolch nach dem Herzen des Mädchens und stößt zu, aber, o Wunder! der Dolch

prallte an der Brust des Mädchens ab; denn — hier zieht die Donna eine silberne Medaille aus ihrem en coeur und klopft mit dem Stäbchen darauf, daß sie einen klingenden Ton von sich gibt — diese Medaille, gesegnet von der Madonna di Valle di Pompei, hat das Mädchen vor dem tödlichen Stich des Mörders gerettet. So schirmt die Madonna ihre Schutzbefohlenen in allen Nöten und Gefahren!

Damit schloß die Donna ihre Ansprache, ließ den Schlüssel des Kastens auf dem Stativ knacken, öffnete den Kasten und zog ein dickes Bündel Rosenkränze, Medaillen und andere Devotionalien heraus. Indem sie selbst ein großes Kreuz schlug, sagte sie: „Sie sind alle gesegnet!" Alles entblößte das Haupt und bekreuzigte sich. Und jetzt begann das Geschäft.

Geradezu raffiniert wird den armen Kampagnolen zunächst ihr Gebrechen recht drastisch und deutlich durch die stumme Demonstration zum Bewußtsein gebracht — denn wer von diesen armen Leuten litte nicht an irgend einem Organ, wie es die Dame vorgestikuliert hat? — und dann wird die Heilung durch die gesegneten Medaillen, Rosenkränze und Bilder der Madonna di Valle di Pompei als das allein wirksame Mittel empfohlen und durch die Erzählung von der wunderbaren Rettung des armen Mädchens die Wunderkraft der Madonna von Pompeji besonders bewiesen. Jetzt begreifen wir auch, warum die Hausiererin gerade auf der Terrasse vor der Haupt-Marienkirche Roms ihren Stand gewählt hat. Das Geschäft scheint von Valle di Pompei aus en gros betrieben zu werden, da, wie ich später in einer deutschen Zeitung las, ein Onorevole (Abgeordneter) von Neapel diesen Wallfahrtsort zu Ehren der Madonna von Pompeji auf Aktien gegründet und ein wohlorganisiertes Hausierergeschäft daraus gemacht hat. Er soll es schon zum mehrfachen Millionär gebracht haben. Die Unwissenheit und Unbildung des armen Volkes bietet den besten Nährboden, auf dem solches Unkraut gedeihen kann.

Das italienische Volk ist im ganzen sehr lebhaft in seinen Gebärden und Gesten und daher auch sehr empfänglich dafür. Die Italiener sprechen mit den Händen, aber auch mit dem ganzen Körper durch Heben, Drehen, Beugen, Senken. Was vermögen sie alles mit dem Zeigefinger zu sagen, zu befehlen. Durch Fingergesten drücken sie aus: Halt! Vorwärts! Rückwärts! Links, Rechts, Oben, Unten, Geradeaus! Ja, Nein, Verboten, Erlaubt. Diese Lebendigkeit und Ausdrucksfähigkeit des Gebärdenspiels machen sich, wie die Donna von Pompeji, auch andere Gaukler, Hausierer und Schwindler zu Nutze.

Auf der Piazza Navona, wo die povera gente, das arme Volk, in den Nachmittagsstunden und an Sonntagen sich zusammendrängt, sah ich Hausierer, die ihr Geschäft ganz ähnlich mit einem stummen Pantomimus begannen. Einer mit rotem Fes auf dem Haupte zog stumm allerlei Linien auf den Boden, legte seinen Fes in den Kreis, schob eine Kupfer- und eine Silbermünze unter allerlei törichten Gesten und Winkelzügen unter den Fes, nur um anfänglich Kinder anzulocken, worauf dann Erwachsene aus Neugierde über das blödsinnige Treiben stehen blieben, sodaß er zuletzt eine große Schar Neugieriger um sich geschart hatte. Dann setzte er sich den Fes auf, nahm die Geldstücke wieder an sich und suchte seine Briefumschläge mit allerlei schlechten Ansichtskarten von römischen Gebäuden an den Mann zu bringen unter beredtem Wortschwall über die Ueberraschungen, die man bei seinen Gaben finden könnte. Eine Ueberraschung gibt es sicher für jeden: er findet keine Ueberraschung, sondern nur Enttäuschung.

In dem kleinen Kirchlein Quo vadis? — bekannt geworden durch den gleichnamigen Roman von Sienkiewicz — sah ich, wie zwischen einer Engländerin und einer alten Frau, die Katakombenlämpchen, natürlich nur gefälschte, und sonstige Erinnerungen an die Katakomben mitten in dem Kirchlein auf einem Tisch feilbot, ein förmlicher Handel abgeschlossen

wurde, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre. Die Engländerin verstand kein Italienisch, die Verkäuferin kein Englisch. Nach langem Suchen fand die Engländerin ein schönes Lämpchen mit dem Christusmonogramm, das sie auswählte, indem sie dafür 1 Lira auf den Tisch legte. Die Hökerin streckte der Engländerin die 5 Finger der Hand entgegen, um ihr zu sagen, daß das Stück 5 Lire koste. Die Engländerin legte eine zweite Lira hinzu, worauf die Hökerin 4 Finger entgegenstreckte; nach zweimaligem Hinzulegen einer halben Lira, da die Hökerin zuletzt 3 Finger der Engländerin entgegen hielt, nahm die Engländerin das gefälschte Lämpchen, und die Verkäuferin nahm die höchstwahrscheinlich echten 3 Lire dafür. Ohne daß ein Laut gesprochen worden war, wurde der Handel geschlossen.

Roms Zierbrunnen.

Daß Rom vor der allgemeinen Einführung der modernen Wasserleitung in die heutigen Großstädte das beste und das reichlichste Trinkwasser hatte und jetzt noch hat, verdankt es den alten Römern und den Päpsten. Jene führten auf ihren großartigen Aquädukten aus weiter Ferne, vom Albanergebirge, von den Sabinerbergen, aus den südetruskischen Apenninen, aus dem Lacus Sabatinus (See von Bracciano) das klarste und gesundeste Quellwasser über Täler und Flüsse in die ewige Stadt hinein, die Päpste haben diese alten Leitungen erhalten, ergänzt, vervollkommnet und all die schönen Brunnen angelegt, die auf den großen Plätzen sowohl wie in den engsten Gäßchen und Winkelchen der Stadt, besonders an Straßenkreuzungen, vor Kirchen und Palästen sich finden. Welche Freude das Altertum an plätscherndem Wasser hatte, davon zeugen die zahlreichen Häuser von Pompeji, in denen noch die Bleiröhren der Wasserleitung sich erhalten haben, die im Peristylium aus einer Grotte oder einer kunstvoll mit Mosaik geschmückten Nische durch die Maske eines Löwen oder einer Wassergottheit das Wasser niederrieseln, von Stufe zu Stufe fallen oder aus allerlei Brunnenfiguren in marmorne Becken herabströmen ließen, Kühle und Erquickung in die innersten Teile des Hauses bringend.

Welche Fülle besten Quellwassers strömt in der ewigen Stadt aus den kleinen Brünnchen in verlorenen Stadtvierteln und Winkelgäßchen, die stets in einfacher, aber geistreicher Weise mit einer Tiermaske, mit Löwenmasken, mit Delphinen, Papstwappen geschmückt sind, zuweilen einen ein Wasserfäßchen haltenden Mann darstellen!

Man braucht nur in den inneren Säulenhof des ersten besten Palastes hineinzublicken, und man wird sicherlich einen antiken Sarkophag oder eine antike Badewanne erblicken, in die hinein und aus der heraus das sprudelnde Naß strömt.

Auch in den Straßen und auf Plätzen finden sich vielfach antike Marmorsarkophage, vor allem solche des 2. und 3. Jahrhunderts, geschmückt mit ihren S-förmig gerieften Ornamentkannellüren (strigiles von den Römern genannt), die ein Medaillon in der Mitte zeigen, als Wasserbrunnen zum Tränken für Mensch und Tier eingerichtet.

Vor dem Palazzo Farnese stehen in weiten Brunnenbecken zwei prächtige antike Badewannen, aus denen eine Schale mit Springbrunnen sich erhebt, so daß das niederströmende Wasser zuerst in das obere Becken, dann in die antike Prachtwanne, und aus dieser durch Bohrungen und Löwenmasken in das untere große Becken niederplätschert.

Wie idyllisch ist der Mosesbrunnen auf dem Monte Pincio angelegt! In der Mitte eines großen runden Wasserbeckens erhebt sich ein mit Schilf und anderen Wasserpflanzen bewachsenes Inselchen, auf dem die Sklavin der Pharaonentochter den ausgesetzten Moses auffindet. Das Ganze beschattet von weitästigen Bäumen, umrahmt von südlichen Palm-

bäumen und Agaven gewinnt noch einen besonderen Reiz durch den wunderbaren Blick über die Terrasse des Monte Pincio und die Peterskirche mit Vatikan in bläulichem Dunste.

Das einfache, großartige Becken vor den Diokletiansthermen am Bahnhof ist durch den Reichtum des ausströmenden Wassers der Aqua Marcia besonders bei elektrischer oder bengalischer Beleuchtung ein Prachtbrunnen Roms. In drei Stufen entströmt hier das Wasser dem oberen runden Becken, als hoher Springbrunnen in der Mitte, als zahlreiche um diesen Strahl sich erhebende kleinere Springbrunnen, als eine Menge über den Rand des oberen in das größere untere Becken hinüberspritzende Wasserstrahlen. Vier Gruppen von Nereiden, die Seetiere zu meistern suchen, schmücken das untere Becken.

An der Straßenkreuzung der Via Quattro Fontane mit der Via Venti Settembre sind an den Straßenecken gar 4 Brunnen, reich geschmückt, angebracht, die der Straße den Namen geben. Palermo hat in der Straßenkreuzung der beiden Hauptverkehrsadern, des Corso Vittorio Emanuele und der Via Macqueda, diese Brunnenanlage noch in reicherer und prächtigerer Weise nachgeahmt und durch die Standbilder von spanischen Vizekönigen ausgeschmückt.

Reiche Mannigfaltigkeit zeigt sich in drei weiteren römischen Brunnenbecken, als deren Figurenschmuck Tritonen hervortreten. Es ist zunächst der Tritonenbrunnen an der Piazza und dem Palazzo Barberini. Aus dem grossen unteren Becken erhebt sich der mittlere Brunnenaufbau auf 4 Delphinleibern, die mit ihren Schwanzflossen eine große Muschel halten. Auf dieser sitzt in knieender Stellung ein Triton, der aus einer Muschel einen Wasserstrahl in die Höhe treibt. Masken von grotesken Seewesen und das Wappen der Barberini mit den 3 Bienen vervollständigen den Schmuck des Brunnens.

Eine ähnliche Anlage befindet sich bei der Kirche S. Maria in Cosmedin bei dem Rundtempelchen (jetzt S. Maria del Sole) auf der Piazza Bocca della Verità am Tiber. Auf Felsgestein erhebt sich aus dem unteren Becken die von zwei Tritonen mit zusammengeringelten Fischleibern auf dem Nacken und mit den Händen getragene Brunnenschale, aus deren Mitte ein Springbrunnen aufsteigt. Die Schale selbst ist mit Wappen geschmückt.

Endlich gehört zu diesen Brunnenanlagen die barocke Fontana delle Tartarughe, der Schildkrötenbrunnen. Aus dem unteren Becken erhebt sich ein vierseitiger Unterbau, der oben in 4 Muscheln nach den 4 Ecken zu ausläuft. In der Mitte steigt eine Brunnenschale empor, unter der 4 Tritone sitzen, die je mit einem Fuß auf das Haupt eines Delphins treten, der über einer jener 4 Muscheln sitzt und Wasser in die entsprechende Muschel strömen läßt, während sie mit einer hochgehobenen Hand eine Schildkröte über den Rand des oberen Beckens klettern lassen.

Der originelle Gedanke eines steinernen Schiffes, in einem Wasserbecken gleichsam schwimmend, offenbar eine Rückerinnerung an die antiken Naumachien in römischen Amphitheatern, ist in einem Brunnen an der Spanischen Treppe verwirklicht, dort wo im Frühling Himmel, Blumen und Blumenmädchen lachen und wo früher die Künstler ihre malerisch gekleideten Modelle aus der Campagna suchten. Aus einer Schale inmitten des Schiffes und aus zwei Sonnenmasken an den beiden Schiffhecks strömt das Wasser in das Schiff, und aus dem Schiff ergießt es sich dann in das untere Becken.

Einen imposanten Eindruck machen die Obeliskbrunnen, wenn ich sie so nennen darf. Daß der starre, zum Himmel ragende ägyptische Obelisk, alleinstehend auf einem großen Platze, eine imposante architektonische Wirkung vor großen Bauwerken hervorruft, empfindet jeder, der diese Zeugen uralter ägyptischer Geschichte in Rom zum ersten Mal erblickt. Das feine Kunstgefühl der Renaissance hat die Starrheit und Leblosigkeit zu mildern gesucht durch Brunnenanlagen in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung mit dem Steinkoloß.

Sehr einfach ist unten am Lateran-Obelisk ein Brunnen mit Delphin und allerhand anderem Getier, das Wasser speit, angebracht.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo, der vor der Anlage von Eisenbahnen den Rompilger beim Betreten der Stadt zuerst begrüßte, ist an den 4 Ecken der Treppenanlage, die die Basis mit dem Obelisken trägt, mit 4 wasserspeienden ruhenden Löwen geschmückt, die 4 darunter angebrachte Becken zum Tränken des Viehs mit Wasser füllen.

Vor dem Quirinal, der jetzigen Residenz des italienischen Königs, steht ein Brunnenobelisk, der von den beiden kolossalen Rossebändigern aus römischer Kaiserzeit flankiert wird, die ehemals den Eingang zur Basilika des Konstantin schmückten, während der nicht mit Hieroglyphen geschmückte Obelisk vor dem Mausoleum des Augustus stand. Da auch die Granitschale, aus der der Wasserstrahl der Aqua Felice emporsteigt, alt ist, so besteht diese ganze imposante Brunnenanlage aus antiken Kunstwerken. Der herrliche Schmuck der beiden riesigen Rossebändiger Kastor und Pollux, der ritterlichen Schutzpatrone des römischen Volkes, Heeres und Ritterstandes, hat im Mittelalter dem Platz den Namen Monte Cavallo verschafft.

Die beiden riesigen Brunnen Berninis auf dem Petersplatz bilden mit dem großen Obelisken, der früher auf der Spina des Circus des Caligula stand und 1586 von Domenico Fontana unter großen Schwierigkeiten an seine jetzige Stelle versetzt wurde, eine organische Einheit. Die einfache Gliederung der imposanten Brunnen, die eine Fülle Wassers und damit Kühlung und Frische dem weiten, sonnenheißen Platze innerhalb der Kolonnaden spenden, harmoniert ebenso mit dem starren Obelisken wie mit den gewaltigen Säulenhallen des Bernini, die den Petersplatz zum würdigen Atrium des größten Tempels der Christenheit machen.

Hat Bernini bei den Brunnenanlagen auf dem Petersplatze ausnahmsweise der Einfachheit gehuldigt und damit einen imponierenden Eindruck der Massen erzielt, so hat er bei dem mittleren Brunnen auf der Piazza Navona seiner Vorliebe für das Barock-Phantastische die Zügel schießen lassen. Sehen wir von den beiden geschmacklosen Seitenbrunnen mit ihren Tritonengestalten ab, so ist doch die mittlere Brunnenanlage Berninis, die wiederum von einem hohen Obelisken überragt wird, immerhin großartig zu nennen. Wildes Felsgestein mit Gewächsen, Bäumen und Wappen geschmückt, ragt aus dem unteren Becken hervor, und auf ihm lagern in kühn bewegterHaltung die Personifikationen der 4 großen Weltströme Nil, Ganges, Donau, Laplata. Den beherrschenden Abschluß der Felsenbasis bildet der Obelisk. Aus den Felsen strömt das Wasser unter den 4 Flußgottheiten in das Becken hinab, das von steinernen Delphinen belebt wird.

Allein die reizendste und geschmackvollste Brunnenanlage dieser Gattung ziert den Platz vor dem Pantheon, der Rotonda. Hier kann man erkennen, welch wunderbar harmonische Kunstwerke das so sehr verschrieene Barock hervorgebracht hat. Auf einer fünfstufigen Treppenbasis, des Beckens Linienführung im Grundriß folgend, steht das prächtige Marmorbecken, aus dessen Mitte sich auf Felsunterbau die schöne barockgestaltige, wappengeschmückte Basis erhebt, die den kleinen trefflich erhaltenen ägyptischen Porphyr-Obelisken — es ist nur die obere Hälfte eines großen Obelisken aus dem Isistempel — trägt. Dieser ist oben mit Stern und Kreuz aus Bronze gekrönt. Aus den Schnauzen von vier Delphinen, die sich an den Eckkanten des Sockels herunterringeln, und aus vier von je zwei Delphinen gehaltenen grotesken Masken strömt reichliches Wasser in das Becken. Obgleich nachträglich unter Clemens XI. i. J. 1711 der Obelisk auf die Brunnenanlage Gregors VIII.

v. J. 1575 gesetzt worden ist, macht dieser Brunnenobelisk doch den vollkommensten, einheitheitlichsten Eindruck.

Die letzte und prächtigste Gattung römischer Brunnenanlagen bilden jene Bauwerke, die aus den mächtigen Toröffnungen eines Triumphtores oder Palastbaues gewaltige Wassermassen hervorströmen lassen, die ganze Stadtviertel mit dem Segen, Fruchtbarkeit und Gesundheit spendenden Naß versehen, die Aqua Felice (1583), Aqua Paola (1612) und Fontana di Trevi (1762).

Bei der frühesten derartigen Anlage, der Aqua Felice, benannt nach Felice Peretti (Sixtus V.), zeigt sich uns ein Triumphtor mit 3 großen Toröffnungen, von denen die beiden seitlichen durch Reliefs und das mittlere durch eine mehr massig-breite und theatralisch bewegte als geschmackvolle Statue des Moses, der Wasser aus dem Felsen sprudeln läßt, ausgefüllt werden. Unter diesen Bildwerken entströmt jedem Torbogen ein breiter Wasserstrahl der von Colonna am Albanergebirge auf einem Aquädukt hergeleiteten Wasserleitung. Die Gliederung des Bauwerks ist einfach, über den drei Torbogen liegt eine hohe Inschrifttafel, die von dem Wappen Sixtus V. und zwei pyramidenförmigen Eckakroterien oben gekrönt wird; aber die Ausschmückung ist wenig ansprechend. Jedoch Domenico Fontana hat durch Anlage dieses Fontanone i. J. 1583 eine neue Idee verwirklicht, die in den beiden folgenden Anlagen entwickelt und vervollkommnet werden konnte.

Schon die Aqua Paola oder Paolina macht einen weit imponierenderen Eindruck, trotzdem reicher Figuren- und Reliefschmuck fehlt.

Auf der Höhe des Janiculus hoch über Trastevere endigt die Aqua Traiana, die unter Traian angelegt 35 Millien weit vom Lacus Sabatinus her dem rechten Tiberufer gutes Trinkwasser zuführte und von Paul V. 1612 durch die Baumeister Fontana und Maderna mit dem vorhandenen Prachtbau ihren prunkvollen Abschluß und Ausfluß erhielt. Die mittlere Anlage entspricht der Aqua Felice: Ein dreitoriger Triumphbogen mit breiter und hoher Inschrifttafel, die vom Wappen Pauls V. überragt wird. Zwei kleinere Torbogen flankieren den dreitorigen Zentralbau und verstärken den Eindruck der Großartigkeit. Oben bilden Adler und geflügelte Drachen, die Tiere im Wappen Pauls V. Borghese, als Akroterien den Abschluß der Pfeilermassen. So entströmt fünf Torbogen, den 3 mittleren größeren und den 2 kleineren zur Seite, eine mächtige Wassermenge, die in ein großes Becken fließt und noch jetzt ganz Trastevere und seine Brunnen mit frischem Wasser versorgt.

Allein die herrlichste aller Brunnenanlagen ist die berühmte Fontana di Trevi (Trivium). Sie ist der Ausfluß der alten Aqua Virgo, die unter Augustus von einer Jungfrau entdeckt, die Thermen des M. Agrippa mit ihrem kühlen Wasser speiste und noch jetzt täglich 80 000 cbm des besten Trinkwassers spendet. Die Anlage hat die Südfront des Palazzo Poli mit in die Architektur des Triumphbogens hineingezogen, so daß hier ein imposanter Palastbau mit prachtvollem Triumphbogen in der Mitte entstanden ist. Reich und harmonisch gegliedert mit prächtigen korinthischen Säulen und Pilastern, mit schönem Gebälk, mit wappengeschmückter Attika oben abschließend, mit reichem Schmuck an Figuren und Reliefs ausgestattet, steht hier eine herrliche, organische Verbindung von Palastbau, Triumphtor und Brunnenanlage vor dem entzückten Blick des Beschauers. Aus dem einzigen apsidenförmig gestalteten Tor in der Mitte tritt Neptun auf einem Muschelwagen, den Fluten gebietend, hervor. Den Muschelwagen ziehen zwei geflügelte wild schäumende Seerosse, die von Tritonen gebändigt werden, von denen einer mit dicken Backen in die Muscheltrompete (bucina) stößt. In den Seitennischen des Mittelbaues erblicken wir die Allegorien der Salus mit Schale und Schlange, und der Fertilitas mit dem Füllhorn; denn Gesundheit und Frucht-

barkeit spendet die Aqua Virgo. Ueber groteske wilde Felsenmassen, die von allerlei Korallen und Wassergewächsen in Stein überwuchert sind, fällt das Wasser rauschend von Stufe zu Stufe in das unterste große Becken, während neben dem Hauptwasserfall noch zahlreiche kleine Kaskaden wie Ranken den Hauptguß umgeben. Und diese herrliche, großartige Brunnenanlage nimmt den größten Teil eines kleinen Platzes im Innern der Stadt ein, wo der rauschende Wasserschwall und die liebliche Kühle selbst an den heißesten Sciroccotagen ein reges Leben und Treiben von erquickungsbedürftigen Einheimischen und Fremden hervorruft.

Aber das Wasser der Fontana Trevi hat noch ganz besondere, wunderbare Wirkungen. Das Wasser soll für kranke Augen — und deren gibt es im Süden viel mehr als im Norden — das beste Heilmittel sein. Daher versäumen die Kampagnolen, die Bauern der Campagna von Rom, es niemals, bei einem Besuch Roms mit dem wunderkräftigen Wasser der Aqua Trevi sich die Augen zu baden, um Augenkrankheiten zu verhüten und vorhandene zu heilen.

Hat der Deutsche beim Besuch Roms im Frühjahr oder Herbst auf der benachbarten Piazza Colonna das Abendkonzert angehört bei kühlender Seebrise, die auch an den heißesten Tagen gegen Abend sich einstellt, dann eilt er, bevor er das Nachtlager aufsucht, zur Fontana Trevi, um durch das wundersame Rauschen der Fluten mitten in diesem engen Plätzchen sich zur erquickenden Nachtruhe vorzubereiten. Und ist der Tag des Abschieds von der ewigen Stadt gekommen, so geht sein letzter Weg zur Fontana Trevi, um dem wassermächtigen Neptun den gebührenden Tribut zu erstatten in Gestalt eines Soldo, den er ins Becken wirft — so ist es alte deutsche Sitte —; denn nur dann ist seine Rückkehr nach Rom gesichert. Möge darum kein deutscher Rompilger diesen alten Brauch unterlassen! Denn mit Sehnsucht, oft mit mächtiger Sehnsucht erfüllt die herrliche Stadt das Herz eines Jeden, der ihre weltgeschichtliche Bedeutung erfaßt und ihre köstlichen Gaben genossen hat. Hat er den Soldo nicht gespendet und zuletzt nicht von dem heilkräftigen Wasser getrunken, dann könnte leicht seine Sehnsucht unbefriedigt bleiben.

Der frühere Cölner Baurat Stübben hat nach der Vollendung und Freilegung des Cölner Domes den recht passenden und geistreichen Vorschlag gemacht, vor dem Dom, dort wo früher eine schrecklich öde Hauswand den Fremden angähnte, ein Dombaudenkmal in der Gestalt der Fontana Trevi zu bauen. Jeder, der Rom und Cöln kennt, wird diesen Vorschlag mit Freuden begrüßen. Aber ob er je zur Ausführung kommt?

Zum Schluß möge auf die Poesie der römischen Brunnen noch ein wenig Prosa folgen. Auch die neueste Zeit hat in Rom Brunnen geschaffen, aber solche von erschreckender Nüchternheit und Geschmacklosigkeit. Es sind niedrige runde Eisensäulen ohne jeden andern Schmuck außer der Inschrift Aqua Marcia, Aqua Vergine. Verargen wir es der Stadtverwaltung nicht; sie hat seit der Einigung Italiens schwere Bau- und Finanzkrisen durchgemacht und kann einstweilen für die Verschönerung der Stadt nicht viel tun. Erkennen wir aber dankbar an, daß die Stadt sich redlich bemüht das Vorhandene in Stand zu halten, und das ist auch schon etwas. Manche mit gutem Material wieder hergestellte Brunnen — es fiel mir auf der auf der Piazza Colonna und der vor dem Pantheon stehende — sind vom S. P. Q. R. schön und dauerhaft wiederhergestellt worden.

Römische Kleinigkeiten und Kuriositäten.

Rom ist nur aus seiner Geschichte zu verstehen; diese Binsenwahrheit bewährt sich bei jedem, der nicht flüchtig durch die Weltstadt hasten und mit ein paar fertigen Urteilen

heimkehren will. Altertum, Mittelalter, Neuzeit und neueste Zeit liegen hier dicht bei einander, oft auf- und übereinander. Das S. P. Q. R. (Senatus populusque Romanus), das wir in dem neuen Rom so oft treffen, wo eine Einrichtung oder Verordnung der Stadtverwaltung vor unsere Augen tritt, ist der beweiskräftigste Zeuge für die Tatsache, daß nur aus der Geschichte Rom begriffen werden kann.

Es mutet uns seltsam an, wenn wir unter dem Wappen S. P. Q. R. eine neuere Verordnung des städtischen Oberbürgermeisters (Sindaco) lesen, der nicht Bruttus oder Cato, noch Fürst Chigi, Torlonia, Colonna oder Ruspoli, sondern — Nathan heißt; den Beinamen „der Weise" scheint er freilich nicht zu verdienen nach seinem Auftreten in Sachen des „Mädchens von Antium", jener rätselhaften antiken Statue.

Wir brauchen uns aber gar nicht darüber zu wundern, daß hier das bürgerliche Element sich in das Amt der alten römischen Konsuln und mittelalterlichen Fürsten eingedrängt hat. Denn selbst die konservativste Einrichtung der heutigen Welt, die katholische Kirche, hat diese innere bürgerliche Revolution mitgemacht; heißt doch der römische Papst mit seinem bürgerlichen Namen „Schneider" (Sarto), der Kardinal-Erzbischof von Mailand „Schmitz" (Ferrari) und der Kardinal-Erzbischof von Cöln „Fischer". Vor der französischen Revolution wäre das undenkbar gewesen.

Noch jetzt führt der römische Papst den Titel des römischen Oberpriesters, Pontifex maximus, noch immer wird ihm, wie dem heidnischen Oberpriester, Weihwasser mit dem Aspersorium (Weihwedel) entgegen gebracht, ebenso das Praefericulum, die große goldene oder silberne Wasserkanne mit Schüssel, aus der ihm, wie weiland dem P. M., vor jeder h. Handlung Wasser über die Hände gegossen wird, noch immer bedient er sich bei der Messe des simpulum, des Schöpfbechers, freilich in verkleinerter Gestalt als Schöpflöffelchen. Denselben Ursprung könnte man bei den Gewändern, der Tiara, dem Stab nachweisen.

Daß in Rom am Ostertag noch in jeder christlichen Familie ein frischgeschlachtetes Osterlamm verspeist wird, ist eine ebenso alte, aus dem Judentum übernommene Sitte, wie die am Weihnachtstag einen Fisch auf den Tisch zu setzen.

Das Wolfspaar in dem Käfig des kleinen Gartens links beim Aufgang zum Kapitol gemahnt uns noch heute an die von der Wölfin gesäugten Stadtgründer Romulus und Remus, ebenso wie der früher dort gehaltene Adler durch dieses Symbol des Juppiter an die römische Weltherrschaft erinnern sollte.

Dicht dabei steht das Standbild des letzten der Tribunen Cola di Rienzi, der den Traum einer Wiederherstellung des republikanischen Roms unter einem Tribunen für kurze Zeit verwirklichte und sich mit dem äußeren Flitter eines antiken Volksanwaltes umgab, bis er an eben der Stelle, wo sein Standbild steht, seine verspätete und durch Selbstsucht gescheiterte Reform mit dem Tode büßen mußte. Recht zutreffend hat man, um die törichte Erneuerung einer längst geschwundenen Macht durch allerhand antike Symbole und Einrichtungen anzudeuten, seiner Statue eine Basis gegeben, die aus allerlei antiken römischen Ziegeln, marmornen Fries- und Kapitältrümmern kunterbunt zusammengesetzt ist.

Man braucht nur in die erste beste alte Basilika einen Blick zu werfen, um sofort in den Säulen, ihren Basen, Kapitälen, in den Friesen und Architraven, in Sarkophagen usw. antik-römische Bildwerke zu erkennen, die mit naiver Unbefangenheit in die christlichen Basiliken hineingeflickt oder dort zum Schmuck aufgestellt sind. Das beste Beispiel bietet die Basilika von Lorenzo fuori le mura, wo man sogar die Herkunft gewisser Kapitäle und Friesteile aus den Thermen des Agrippa nachweisen kann.

Die beiden großen Columnae caelatae (Reliefsäulen) des Trajan und Marcus Aurelius sind

jetzt gekrönt mit den Bronzebildern der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus. Das Heidentum ist dem Christentum dienstbar geworden, das Kaisertum dem Papsttum.

Und wie haben sich auf dem Forum und sonst vielfach Kapellen und Kirchen in alte Tempel und Säle eingenistet, oder sind auf den Fundamenten alter Bauwerke errichtet worden, wie noch der Name mancher Kirche beweist!

Was hat man alles aus dem Steinmaterial des Kolosseums gebaut, wie viele Kirchen und Paläste! Was hat man alles in die antiken Thermen hineingebaut! Das merkwürdigste derartige Beispiel bieten die Diokletiansthermen am Bahnhof, die diesem den Namen Termini gegeben haben. In diesen großartigen Gebäudekomplex von 380 × 370 m, an dessen Bau Christen mitgearbeitet haben sollen, sind hineingebaut 2 Kirchen, San Bernardo und S. Maria degli Angeli, deren herrlicher Raum, von Michelangelos Meisterhand ausgeschmückt, das antike Tepidarium einnimmt, weiter ein großes Kartäuserkloster, das jetzt als städtisches Museum dient, ein Teil des Finanzministeriums, ein großes Gasthaus, Grand Hotel, dann Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalten, ein Zuchthaus, mehrere Straßen und ein großer freier Platz mit riesigem Springbrunnen und halbkreisförmigen Kolonnaden am Kopf der Via Nazionale.

Hier in Rom ist eben alles großartig, selbst die Schutthalde und der Scherbenberg im Süden, der aus den Scherben der zerbrochenen Weinkrüge, die hier am Tiber ausgeladen wurden, in 1000 Jahren zum Monte Testaccio angeschüttet ist, von dessen Höhe noch in der neuesten Zeit beim Oktoberfest zur Belustigung des Volkes Schweine und zahlreiche Stiere hinabgestoßen und von lanzenbewaffneten Reitern in Stücke gehauen wurden. Jetzt schmückt seine Spitze das Standbild des Erlösers, nachdem diese häßliche Tiermetzelei abgeschafft worden ist.

Est locanda! (zu ergänzen camera): Zimmer zu vermieten! lesen wir jetzt noch oft genug an römischen Häusern.

Das römische Pfund, ebenso wie die Schnellwage mit einer Wagschale und dem Laufgewicht auf dem horizontalen Balken sind aus dem Altertum noch in Gebrauch; jenes beträgt nicht 500 gr sondern 327 gr, wie das alte römische Pfund, trotzdem die Verwaltung auf Durchführung des Kilo und der Grammrechnung drängt.

Zwei astronomische Kuriositäten haben in Rom meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. In der von Michelangelo erbauten Kirche S. Maria degli Angeli, die er in dem überwölbten Mittelsaale, dem Tepidarium der Thermen des Diokletian anlegte, hat der Astronom Bianchini den durch Rom gehenden Meridian auf dem Boden der Kirche in Kupfereinlage samt einem Gnomon angebracht. Unter Clemens XI. Albani (1700—1721) wurde das reiche Gebälk des Fensters im rechten, südlichen Seitenschiff roh durchbrochen, um einer Oeffnung in der Seitenwand Spielraum zu geben, durch die das Licht der Sonne in Gestalt eines kleinen Sonnenbildes um 12 Uhr mittags auf den Meridian fällt. Die Bohrung im Seitenschiff ist in die Mitte des Wappens der Albani gelegt, zwischen den Stern und die 3 aufgetürmten Prellsteine. Der Meridian ist in Grade, Minuten und Sekunden eingeteilt und gibt für jeden Tag des Jahres die Sonnenhöhe an, und damit Jahreszeit und Monatsdatum, sowie das Sternbild, in dem die Sonne jedesmal steht. Tritt man punkt 12 Uhr in die Kirche, so zeigt das Sonnenkreischen auf dem kupfernen Meridian Sonnenhöhe, Jahreszeit, Monatstag und Sternbild an. Für die Zeit von 1700 nach Chr. bis 2500 ist die Verschiebung des nördlichen Himmelspoles auf einer seitlichen Darstellung angegeben. Ebenso sind die Grenzen und Verschiebungen des Osterfestes an einem doppelten Messingstreifen (Nonius) abzulesen.

Zur Verherrlichung der Befreiung Wiens von den Türken am 12. September 1683 ist

an der Stelle, wo an diesem Tage das Sonnenkreischen durch den Kupfermeridian geht, von Innocenz XI. Odescalchi (1676—1689) folgende Inschrift im Fußboden angebracht worden: DIEM · XII · SEPTEMBR · CHRISTIANO · POPVLO · FAVSTAM · FELICEM · IOANNIS · III · POLON · REG · VIENNENSI · VICTORIA · DE · TVRCIS · REPORTATA · ANNO · MDCLXXXIII · INNOCENTIO · XI · SEDENTE ·

Der Sonnendiskus bezeichnet hier den 12. September, der für das christliche Volk glückbringend und segensreich ist durch den Sieg vor Wien, den Johannes III., der Polenkönig, über die Türken davongetragen hat im Jahre 1683, als Innocenz XI. auf dem päpstlichen Stuhle saß.

Eine andere astronomische Kuriosität befindet sich an der Basis, die die vornehm schöne Büste des genialen Jesuitenpaters Secchi auf dem Monte Pincio trägt. Dieser Cippus hat eine Bohrung, durch die hindurchblickend man genau in der Richtung des Meridians auf die Spitze des früheren Jesuitenkollegiums, des Collegio Romano, sieht. So schaut denn der gelehrte Astronom, der über die Sonne grundlegende Beobachtungen und Entdeckungen gemacht hat, in der Richtung des Meridians auf den Sitz höchster Bildung und Wissenschaft in Rom, in welchem er große Triumphe gefeiert hat.

Ueberraschend fanden wir es, wie in Rom die Trümmer und Bauwerke der antiken Stadt mit in die mittelalterliche Stadt verbaut sind, so daß hier noch eine Tempelfront, dort die Fassade eines Theaters zum Vorschein kommt, so daß hier eine Kirche oder Kapelle, dort ein Palast, dort ein Theater oder eine Markthalle oder Kaserne in die alten Bauwerke sich eingenistet haben. Ebenso überrascht es, daß wir auf dem Bahnhofsgelände mitten zwischen den Geleisen und Gebäulichkeiten ein Stück der alten Stadtmauer Roms, die dem König Servius Tullius zugeschrieben wird, finden. Bei der Abfahrt des Zuges nach Cività Vecchia blickt man aus dem Wagen heraus auf die alten Steinquadern, die noch mit ihren ursprünglichen Steinmetzzeichen versehen sind.

Ebenso überraschend ist der Blick, den man, von der Piazza Venezia kommend, beim Uebersteigen des Kapitols hat. Wenn man die große Treppe erstiegen und den unvergleichlichen Platz mit den 3 Palastbauten, den Senatorenpalast samt seinem schlanken Campanile vor sich, das Kapitolinische Museum links, den Konservatorenpalast rechts hat, in der Mitte auf niedriger Basis das Bronzedenkmal des Marc Aurel, dann glaubt man in die schönste Zeit der Renaissance versetzt zu sein. Steigt man dann, weiter schreitend über den Clivus Capitolinus, zur andern Seite des Hügels hinab, dann haben wir die Trümmerwelt des Forum Romanum mit den Tempeln, Basiliken, Kloaken, Triumphbogen, mit dem alten Straßenpflaster der Sacra via samt dem Romulusgrab vor uns, und wir sind mitten in das Altertum hineinversetzt, wenn wir am Titusbogen stehend hüben das alte Forum mit seinen Ueberresten, drüben das Colosseum mit der Meta Sudans und dem Triumphbogen des Constantin überblicken. Von dieser Stelle der Velia aus können wir die wichtigsten Hügel des antiken Roms überschauen, Capitolinus, Palatinus, Aventinus. Und rings herum dehnt sich die neue Stadt Rom aus, aber mit ihren ärmeren, schmutzigen Vierteln, die noch schwer unter der Fieberplage zu leiden haben. So liegen in Rom die Zeitalter dicht beisammen.

Die Alabasterstadt Volterra.

Auf einer meiner Reisen durch Oberitalien ließ ich mich gern von meinem Gefährten, einem Jugendfreund, mit dem ich manche anregende und genußreiche Reise jenseits der Alpen gemacht habe, veranlassen, von Florenz aus einen Abstecher nach der abseits von der großen

Heeresstraße hoch im toskanischen Apennin gelegenen uralten Etruskerresidenz Velathri, die von den Römern Volaterrae genannt, heute Volterra heißt, zu machen. Diese höchst interessante Stadt wäre weit bekannter und besuchter, wenn sie leichter erreichbar wäre. Freilich geht von der Hauptlinie Pisa-Rom bei Cecina eine Kleinbahn nach Osten ab, die mit der Station Volterra endet, aber dies ist ein Euphemismus; denn der städtische Postwagen, der an der Station wartet, braucht $1^1/_2$ Stunde, um den Fremden zum Felsennest hinaufzubefördern. Um denselben Weg nicht zweimal machen zu müssen, fuhren wir von der Station Pontedera auf der Linie Florenz-Pisa mit dem Wagen an dem linken Ufer der Era hinauf dem Apennin zu, und es dauerte keine halbe Stunde, da zeigte uns schon der Vetturino mit der Peitsche in dunstiger Ferne hoch oben im Gebirge ein Felsennest: Ecco Volterra! Da ist Volterra! Aber es dauerte noch 10 Stunden, ehe wir unser Ziel erreichten. Unterwegs lernten wir einen der wildesten Striche des Apennins kennen, der kurz vor Volterra die Rauheit und Weltverlassenheit der hohen Alpentäler zeigt.

Die alten Etruskerkönige sind offenbar große Tyrannen gewesen, daß sie auf einem so hohen, weite Strecken des Apennins bis zum Meer beherrschenden Plateau ihre stark befestigte Residenz anlegten, von der aus sie ihr ganzes Reich überschauen konnten. Hätten sie Kruppsche Kanonen gehabt, sie hätten ihr ganzes Reich mit den Geschützen bestreichen können. Uns fesselten weniger die noch zum Teil erhaltenen kyklopischen Festungsmauern und Tore, weniger das uralte Kastell, das schier uneinnehmbar, jetzt als Zuchthaus dient, weniger die merkwürdige Piazza, die die Florentiner Piazza della Signoria im Kleinen ist, weniger die etruskischen Altertümer, als die herrliche Fernsicht, die man allenthalben beim Gang um die alten Stadtmauern über den Apennin und das Meer bis Pisa und Elba genießt.

Jedoch unser höchstes Interesse erregte die Alabaster-Industrie, von der die Bevölkerung des kleinen Städtchens heutzutage zum großen Teil lebt. Ziemlich weither müssen die roh zubehauenen Blöcke geholt werden; nämlich mehrere Stunden entfernt von der Station Riparbella werden sie zu Wagen befördert, dann mit der Eisenbahn bis zur Station Saline, die euphemistisch Volterra heißt, und dann wieder per Achse hinauf zum Felsennest geschleppt. Hier lagern sie in mannigfaltiger Größe und Farbe in den Erdgeschossen der Häuser, bis sie verarbeitet werden. Große Blöcke, die über einen Meter Durchmesser haben, werden nur wenige aus dem umgebenden Kalkgestein, Panchino genannt, gesprengt, dafür ist die Farbe um so mannigfaltiger. Porzellanweiß, marmorweiß, glasig-durchsichtig, gelb, grau, rötlich, rot sind die Blöcke gefärbt, andere sind schön blaugrau oder rot geädert. Vor allem geschätzt ist der Giallo (gelbe) und der Cenerino (graue Alabaster). Da der Alabaster als Kalkstein dem Gips nahe steht, so ist er sehr leicht zu bearbeiten. Und so kann man in den Alabasterwerkstätten des Ortes, die einen großen Teil der Häuser einnehmen, Knaben, selbst Kinder gewandt mit dem Meißel, dem Bohrer und der Säge das lockere Gestein bearbeiten sehen, daß die Splitter und weißer Staub nur so fliegen, während andere auf der Drehscheibe, wie die Drechsler, Gefäße, Schüsseln, Säulen runden und aushöhlen, wieder andere Figuren nach einem vor ihnen stehenden Gipsmodell punktieren, andere den fast vollendeten Figuren und Gefäßen die letzte Feile geben und sie polieren. Denn fast die ganze männliche Bevölkerung des Ortes lebt von der Alabaster-Industrie, wobei jedoch die handwerksmäßig Schaffenden von den Künstlern, die in ihrem Studio — so heißt die Künstlerwerkstatt — die vollkommensten Skulpturen herstellen, wohl unterschieden sind. Man staunt über die technische Gewandtheit und Sauberkeit, mit der hier überall gearbeitet wird, und bedauert nur, daß die Leute, abgesehen von einigen klassischen Vorlagen aus Florenz und

Rom, das minderwertigste moderne Zeug in Vasen und Figuren in dem herrlichen Material reproduzieren, so daß edles Material, Fleiß und Geschick an wertlosen Vorlagen verschwendet wird. Wie würden sich die herrlichen Werke des Donatello, der Robbias, des Mino da Fiesole, des Desiderio da Settignano und der übrigen Meister der Renaissance für solche Alabaster-Wiederholungen eignen! Wer wird endlich diesen fleißigen Menschen, die an den massenhaft hergestellten verschnörkelten, mit geschmacklosem Blattwerk verzierten Vasen ihr bewundernswertes technisches Geschick vergeuden, gute Vorbilder und den entsprechend besseren Lohn für ihre ungesunde Arbeit verschaffen?

Eines geht freilich den Italienern bei aller technischer Vollkommenheit ab, die Fähigkeit genau zu kopieren. Denn der italienische Modelleur, Marmor- oder Alabasterarbeiter ist viel zu flüchtig und zu genial, um sich der Vorlage unterzuordnen und sklavisch ihre Form und ihren Geist wiederzugeben. Daran erkennen wir wieder die schon oben hervorgehobene Unfähigkeit des Italieners zu gehorchen und sich unterzuordnen. Er glaubt alles und jedes selbst besser machen zu können. Ein Glück ist es, daß die Leute, von der Welt abgeschnitten, gar nicht wissen, wie es draußen zugeht und wie schlecht sie bezahlt werden, sonst könnte aus diesem friedlichen einsamen Felsennest leicht ein Herd der Anarchie werden. Für den Vertrieb der massenhaft hergestellten Alabasterartikel sorgt eine Genossenschaft, die ihr Magazin hat und die Arbeiten der einzelnen Werkstätten übernimmt und im Großen und im Kleinen verkauft. Und zu welchen Spottpreisen! Eine prächtige hohe Alabastersäule mit drehbarer Platte, mit kunstvoller Basis und schönem Schmuck kostet 12 bis 20 Lire = 9 bis 16 Mark. Reizende kleine Vasen nach guten altetruskischen Vorlagen werden für 40 Pf. bis 4 M. verkauft. Schöne Alabastergruppen nach Canova und antiken Vorbildern, 30 bis 60 Zentimeter hoch, kosten 30 bis 80 Lire = 24 bis 64 Mark. Ich will nicht weiter reden von dem geschmacklosen Wust von Bilderrahmen, Uhrenhaltern, modernen Tier- und Menschengruppen, die zu unglaublich niedrigen Preisen in Masse verkauft werden. Wie ungesund die Tätigkeit der Alabasterarbeiter ist, sieht man an den zahlreichen früh gealterten, eingefallenen, hüstelnden Männern, die in ihren dicken gelbbraunen Winterrock eingehüllt — denn Volterra ist im Winter recht unfreundlich und eiskalt — langsam über die Straßen und Spaziergänge der alten Etruskerstadt schleichen. Ich will noch hinzufügen, daß es in Volterra nur ein Gasthaus gibt, in welchem man äußerst billig lebt.

Straßenleben in Neapel.

„O dolce Napoli, o suol beato,
Ove sorridere volle il creato;
Tu sei l'impero dell' armonia:
Santa Lucia, santa Lucia!"

„O süßes Neapel, o gesegneter Boden,
Wo das Geschöpf lachen wollte:
Du bist das Reich der Harmonie,
Santa Lucia, Santa Lucia!"

So wurde früher hier im Fischerviertel gesungen, bevor Santa Lucia ein sauberes Strandviertel mit 5stöckigen Hotelbauten und breiten Kaianlagen wurde und das, was der Neapolitaner unter Harmonie und Glückseligkeit versteht, verschwand. Aber vielleicht ist drinnen in der Stadt noch das Reich der Harmonie zu finden? Suchen wir den Toledo auf, jene Hauptader des Verkehrslebens, die man in törichter Neuerungssucht jetzt Via Roma nennt.

Da finden wir nichts weniger als Harmonie. Was dem Fremden hier besonders auffällt, ist der Ohren betäubende Lärm, der durch schreiende, peitschenknallende Kutscher, durch das Rufen und Anpreisen aller möglichen, nötigen und unnötigen Genuß- und Ge-

brauchsgegenstände hervorgerufen wird. Daß einem Fremden Wachszünder, Postkarten, die neuesten Nummern aller möglichen Zeitungen mit Anpreisung der letzten Neuigkeiten, Früchte, Zigarren, Schmuck- und Kunstgegenstände in allerlei Stoff und Form, Taschentücher, Gipsfiguren u. s. w. angeboten werden, darüber wird man sich nicht wundern. Aber daß einem in diesem Gewühl ein erwerbsbeflissener Neapolitaner 4 junge Hündchen, die an seinem Busen aus dem zugeknöpften Rock mit ihren Köpfchen neugierig in die Welt hinaus schauen, unter dem eifrigsten Rühmen ihrer trefflichen Rasse und Sauberkeit verkaufen will, daß uns mitten auf dem Toledo eine schäbig gekleidete Dame einen Sessel anhängen will, für den wir wirklich keine Verwendung haben, kommt uns recht sonderbar vor. Noch seltsamer berühren uns die beredten Worte, mit denen der Verkäufer uns darauf aufmerksam macht, daß wir nie wieder eine so günstige Gelegenheit finden würden, ein so schönes, stubenreines Hündchen, einen so bequemen Stuhl zu kaufen.

Traurig über diese Aussicht, biegen wir in eine Seitenstraße ein, um dort die Harmonie zu finden. Da hängt in der dunklen engen Gasse, die bei der Höhe der Häuser nur von einem schmalen Streifen Himmel erleuchtet wird, aus deren Häusern uns etwas ganz anderes, als Wohlgerüche entgegenwehen, die Wäsche fast des ganzen Quartiers einträchtig zusammen auf kreuz und quer gespannten Schnüren — und was für Wäsche! —, um von der durchziehenden Luft getrocknet zu werden. Ein Blick in die Häuser hinein und auf den Boden der Gasse überzeugt uns ebenfalls, daß wir das Reich der Harmonie verfehlt haben. Alle möglichen Handwerke und Gewerbe werden in diesen Löchern vorn an der Straße ganz offen betrieben. Und dahinter — wohnt das Grauen. Man blickt in die Garküchen hinein, die Nachkommen der übelberüchtigten römischen popinae, wo ein Koch seine Makkaroni mit einer Begeisterung preist, als ob er ein Königreich zu verkaufen habe, während er gleichzeitig mit einem Stück Holz in dem großen brodelnden Kessel herumrührt. Ein Kind, das in einem Napf für ein paar Soldi von dem Gericht käuft, stört ihn nicht in seiner rhetorischen Begeisterung. Während des Anpreisens fischt er mit dem Holzscheit einige Fäden heraus, schleudert sie, mit der Hand sie zusammenstreifend, genial hinein in den Napf, gießt Brühe mit einem Löffel hinein und sucht auch uns zu bewegen, seine Götterspeise zu versuchen. Aber weder Makkaroni, noch der harte safranfarbige risotto (Reis), noch die Frutta die Mare, Meeresfrüchte, allerlei Getier aus der Salzflut, Krabben, Seekrebse, Seesterne, garstige Tintenfische, alles in Oel gesotten, können infolge ihres widerlichen Anblicks und Geruchs unseren Appetit reizen, während es für die ärmere Bevölkerung Leckerbissen sind.

Doch da haben wir wahrscheinlich die Harmonie gefunden: an der Ecke steht ein Kerl mit richtigem Gaunergesicht in zerfetzten Kleidern, der einer Schar von Kindern, die auf einem Stück Brot Frutta di Mare — ihren Morgenkaffee — verspeisen, wahrscheinlich eine märchenhafte Räubergeschichte erzählt. Mit einer Andacht, die zwischen dem Gaumengenuß und dem Ohrenschmaus geteilt ist, hören sie zu. Wir verstehen nichts von dem neapolitanischen Kauderwälsch und gehen weiter, ohne Verständnis für diese Straßenpoesie.

Schon längst haben wir die Beobachtung gemacht, daß der Bettel hier noch dermaßen blüht, daß er zur Plage für die Fremden wird. Nirgendwo tritt dem Fremden das soziale Elend so ergreifend vor Augen wie in Neapel nach einem harten Winter. Von der zudringlich bettelnden Jugend und von den Krüppeln sehen wir ganz ab. Wenn uns aber eine schäbigfein gekleidete ältere Dame mit fadenscheiniger Samtmantille, der der Jammer und das Elend auf dem Gesicht geschrieben ist, mit ausgestreckter Hand und kläglichen

Worten: „Ho fame, mi dia qualche cosa!“ „Ich habe Hunger, geben Sie mir etwas!“ anbettelt, so ist das geradezu erschütternd. Wenn in Rom oder in der Kampagna uns die liebe Jugend mit: „Ho fame“ anbettelt, so straft sie sich selbst Lügen durch ihre durchweg frische und gesunde Erscheinung und durch die lustig und heiter blickenden Augen. In Neapel aber treten uns ganz andere Fälle von Armut und Elend vor Augen. Dazu kommt eine Menge Krüppel. Alle möglichen Verstümmelungen und Gebrechen werden, um Mitleid zu erwecken, zur Schau getragen, und nirgendwo ist man vor solchem zudringlichen Bettel sicher, selbst nicht auf der Stadtbahn: Post equitem sedet atra cura. Hier schwingt sich zuweilen ein solcher Krüppel mit kühner und gewandter Dreistigkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, auf den fahrenden Wagen und streckt uns den Stummel eines abgesetzten Armes oder Beines entgegen, um einen Soldo zu gewinnen. Nirgends sind mir so viel körperlich verstümmelte und mit entstellender Krankheit behaftete Menschen begegnet wie in Neapel und Catania. Also scheint die alte Harmonie wohl nicht mehr vorhanden zu sein, oder die Neapolitaner haben etwas anderes darunter verstanden.

Da wir hier in Neapel selbst also das Reich der Harmonie nicht finden, so werden wir es wohl draußen suchen müssen. Und da finden wir es in der Tat. Ob wir zum Vomero, oder zum Kloster San Martino hinaufsteigen, oder nach Camaldoli zur höchsten Höhe, ob wir die Villa Nazionale mit ihren herrlichen Anlagen, oder die Mergellina und den Posilipo aufsuchen, ob wir nach Sorrento, oder nach Capri oder Ischia fahren, hier erblicken wir überall den gesegneten Boden, das Reich der Harmonie, das man nicht beschreiben kann, das man nur gesehen haben muß, um es nie wieder zu vergessen.

Eine Fahrt von Pompeji nach Capri.

Wagenfahrten gehören mit zu den größten Genüssen in dem schönen Hesperien. Weite Fußwanderungen über Land, die man in Deutschland ohne alle Gefahr für die Gesundheit unternehmen kann, verbieten sich in Italien von selbst, da jede übermäßige Anstrengung der Kräfte im Sommer gefährlich, ja lebensgefährlich werden kann. Die Billigkeit des Fahrens und die vielfach schlechte Beschaffenheit der Landstraßen mit ihrem weißen Staub laden überdies zu öfterer Benutzung einer Vettura ein, zumal auf Strecken, wo es an sonstiger Verkehrsbeschleunigung durch Eisenbahn oder Dampfschiff fehlt. Nur muß man sich bei Wagenfahrten gegenüber dem Vetturino mit Taubheit und Dickhäutigkeit wappnen, da der Verkehr mit den frechen, verlogenen Rosselenkern vor allem in Unteritalien nicht zu den Annehmlichkeiten des Reisens gerechnet werden kann. Ist der Kontrakt auch noch so genau abgemacht, ist auch ein ganz ausreichendes Trinkgeld (buonamano, mancia; maccheroni im Neapolitanischen) verabredet, man muß sich doch am Schluß der Fahrt auf irgend eine nichtsnutzige Uebervorteilung gefaßt machen, der man nur durch Ruhe und Entschiedenheit, am besten mit der Frage nach dem Carabiniere (Gendarm) erfolgreich begegnen kann.

Pompeji ist in einem halben Tag besichtigt; wiederum haben wir in dieser ausgeräumten Stadt das Wort Goethes bestätigt gefunden: Kein Unglück auf der Welt hat den späteren Menschen so viel Freude bereitet wie die Verschüttung von Pompeji. Ein kleiner Kerl weist uns den Weg nach der berühmten Wallfahrtsstätte der Madonna die Valle di Pompei. Der kleine Pompejaner, der behauptet ein Sohn des Vesuv zu sein — seinen Vater scheint er nicht zu kennen — bettelt meinen Gefährten inständig um eine Zigarre an. Als ich ihm sage, das Rauchen sei für so kleine Kerle ungesund, da lügt der Schlingel

und behauptet, die Zigarre wäre für seinen Vater. Darauf bemerke ich ihm, sein Vater brauche keine Zigarre, er „rauche" ja schon. Jetzt erst gibt er sich lachend zufrieden.

Hierauf besteigen wir einen leichten Wagen, der von einem kleinen feurigen Rößlein gezogen wird, wie man sie im Neapolitanischen meistens sieht. Wir fahren nach Sorrent, nachdem alles mit dem Vetturino genau abgemacht ist. Die Schönheit der Fahrt mit dem beständigen Blick auf das blaue Meer, die herrliche Küstenlinie des Golfs von Neapel und die vorgelagerten Inseln läßt sich nicht schildern, sondern nur empfinden und genießen. Aber unser Rößlein sticht der Hafer, im Zickzack fliegt es über die Landstraße und scheint nicht übel Lust zu haben, das leichte Wägelchen mit Insassen bald gegen die Felsen zur Linken, bald hinab über den steilen Abhang in die schäumende Salzflut zur Rechten zu schleudern. Der Vetturino spart nicht die Peitsche und tröstet uns, beim Steigen würde das Pferdchen schon ruhiger werden. So geschah es auch. Castellammare, auf den Trümmern des verschütteten Stabiä erbaut, wird schnell durchflogen, und bis nach Vico Equense hin, bis zur Mitte der Strecke, war das Rößlein ganz in schäumenden Schweiß gebadet, so daß wir ihm eine Rast gönnten. Der dem Vetturino gespendete Wein wird von diesem dazu benutzt, nachdem er selbst einen Schluck getrunken, das ganze dampfende Rößlein damit einzureiben und ihm den Rest in die schnaubenden Nüstern hineinzupusten, worauf die Fahrt flott fortgesetzt wird. Bei jedem Oertchen muß der Wagen halten, um an der Dogana, dem städtischen Octroi, nachzuweisen, daß nichts Schlachtsteuerpflichtiges eingeschmuggelt wird. Trotzdem wir mit unserem bescheidenen Reisegepäck unmöglich in den Verdacht kommen konnten, ein Kalb oder Schwein einschmuggeln zu wollen, mußten wir doch an jeder Dogana auf die Frage: Ha qualche cosa di dazio? dies ausdrücklich verneinen, bis mir bei der großen Zahl der Ortschaften die Sache zu toll wurde. Auf die gestellte Frage antwortete ich jedesmal: Niente; ne ove, ne bove, ne majale! Nichts haben wir; weder ein Schaf, noch einen Ochsen, noch ein Schwein. Worauf der Zöllner uns lachend passieren ließ. Es ist traurig zu sehen, wie ein Land, das die Befreiung von allen den Verkehr und den Handel hemmenden Binnenzöllen notwendig hat wie das liebe Brot, durch eine unglückselige Zoll- und Steuerpolitik in seiner Entwickelung gehemmt wird.

Bald hatten wir Sorrento erreicht und bezeichneten dem Vetturino das Gasthaus La piccola Sirena o Lorelei, Die kleine Sirene oder Lorelei, als das Ziel unserer Wagenfahrt. Denn welcher Rheinländer möchte, wenn er hört, daß die Lorelei als jüngere Schwester der großen Sirene, die dem Odysseus am Gestade von Sorrento durch ihren zauberhaften Gesang Verderben bereiten wollte, in Sorrento einem von Deutschen viel besuchten vortrefflichen Gasthaus den Namen gegeben hat, nicht hier absteigen? Anders dachte unser Rosselenker. Zuerst hielt er an dem Hotel Tramontano o Grande Sirena, aber wir ließen uns weder von der großen Sirene, noch vom Vetturino betören, trotzdem dieser beteuerte, hier sei die Lorelei. Dann fuhr er vor dem Gasthaus Cocumella an, versichernd, das sei wirklich die Piccola Sirena; aber auch hier widersprachen wir dem verschmitzten Rosselenker, zu unserm großen Glück; denn in Cocumella, einem alten Jesuitenkloster, spukte es, wie uns später auf Anacapri eine alte Römerin ernstlich versicherte: ein Jesuit in langem weißem Gewande habe ihr und anderen Gästen dort um Mitternacht einen Besuch gemacht. Nachdem auch noch ein Versuch, uns in Grande Bretagna abzusetzen, gescheitert war, da fuhr endlich der Kutscher uns zur geliebten heimatlichen Lorelei, wo wir nach glücklicher Erledigung der Zahlungsschwierigkeit, die uns der betrügerische Kutscher zu bereiten suchte, ein angenehmes Gasthaus, prächtige Aussicht und liebenswürdige Gesellschaft trafen.

Nach mehrtägigem Aufenthalt an diesem wunderbaren Erdenwinkel, wo wir jeden

Morgen vom Gasthaus auf einem Felsenpfad hinab zum Meeresstrand stiegen, um ein Seebad zu nehmen, warteten wir den Dampfer ab, der von Neapel kommend uns zu des grausen Tiberius einzigschönem Eiland von Capri bringen sollte. Unten am Strand hatte sich der Fahrkartenspender mit einem Tischchen und einer kleinen Kasse aufgestellt. Als ich zwei Fahrscheine 2. Klasse verlangte, erklärte er mir, die gäbe es für uns nicht — trotzdem der allwissende Bädeker 3 Klassen angibt —; die 3. Klasse sei für die povera gente, für mich und meinen Begleiter gäbe es nur 1. Klasse, da wir reiche Leute wären. Trotz unseres Protestes sahen wir uns gezwungen, die uns bewilligten Scheine zu nehmen, da der Dampfer gerade angekommen war. Sofort umschwärmten ihn die Gondeln sämtlicher Gasthäuser von Sorrent, jeder Kahnführer sein Gasthaus in dem eigentümlichen singenden Ton mit dem langgezogenen Tonfall am Schluß ausrufend: Grande Bretagna! Inghilterra! Sorrento! Grande Sirena! Cocumella! Vittoria! Tramontano! Piccola Sirena! Ein wunderbares Konzert, das den Klangreichtum und den melodischen Reiz des gesprochenen Italienisch als wahren Gesang empfinden läßt.

Unterdessen sehe ich einen hochgeschossenen Jüngling, der sich auch abgesehen von seinem Fluchen in seinem ganzen Äußern als made in Germany erwies, mit dem Fahrscheinspender in heftiger Auseinandersetzung begriffen, wobei der aufgeregte, von einem langen Marsch offenbar erhitzte und bestaubte junge Mann mit ganz unparlamentarischen Bezeichnungen auf deutsch den Bankhalter regalierte, was dieser mit stiller Gelassenheit über sich ergehen ließ. Ich trat hinzu und riet dem Herrn — es war ein Referendar aus Essen — 1. Klasse nur zu nehmen, sonst komme er nicht mit. Niemals werde er das tun, erklärte er, der Mann müsse ihm einen Schein 3. Klasse geben. Wir fuhren auf unserer Hotelgondel, die mittlerweile die neuen Gäste vom Schiff unten am Hotel abgesetzt hatte, zum Dampfer und warteten ab, ob unser Landsmann doch noch mitkommen würde. Richtig, in der letzten großen Barke, die die povera gente aufnahm, kam er mit hängendem Kopf angefahren: er hatte doch 1. Klasse nehmen müssen. Am selbigen Tage wollte der junge Landsmann, der Morgens früh von Amalfi aufgebrochen und mit seinem schweren Ranzen die Reise über die Höhe nach Sorrent gemacht hatte, nach Capri, Anacapri und auf den Monte Solaro, den höchsten Gipfel von Anacapri, steigen, um dann mehrere Tage in Capri zu bleiben und im berühmten Pagano auf uns zu warten, da wir zunächst die Schönheiten von Anacapri genießen wollten. Als wir nach einigen unvergleichlich herrlichen Tagen Anacapri mit dem reizenden Gasthaus Paradiso verließen, um uns im Pagano auf Capri niederzulassen, war dort unser Landsmann nicht mehr zu finden: er sei nach Rom abgereist, sagte uns der Cammeriere. Daher hielten wir uns nur so lange auf, um die durch den Wüterich Timberio — so nennen die Capresen den römischen Kaiser Tiberius — berüchtigt gewordenen aussichtsreichen Stellen zu besuchen, machten eine wunderbare Kahnfahrt um die ganze Insel, um die blaue Grotte und die übrigen Höhlen kennen zu lernen, und begaben uns dann nach kurzem Aufenthalt in Neapel nach Rom.

Am nächsten Sonntag treffe ich unsern Referendar im St. Petersdom, bleich, eingefallen, ein Bild des Jammers. Als ich ihn begrüßte, war seine erste Frage, warum wir ihn denn im Pagano auf Capri nicht aufgesucht hätten. Er sei am ersten Tage vom Monte Salaro nach Capri hinabgestiegen und habe sich im Pagano, von heftigem Fieber ergriffen, zu Bett legen müssen. 10 Tage habe er im Pagano schwerkrank gelegen und auf unsere Ankunft sehnlichst gewartet. Jetzt wurde mir alles klar: damit das Hotel nicht in den Ruf käme, einen Fieberkranken zu beherbergen, hatte man ihn verleugnet und uns vorgeschwindelt, unser Landsmann sei schon nach Rom abgereist. So hatte sich bei ihm der Fehler bitter gerächt, den so mancher Deutsche, der zuerst Italien besucht, nur zu leicht macht;

er hatte sich dieselben Strapazen unter südlichem Himmel zugetraut, die man in Deutschland ungefährdet ertragen kann. Übrigens hatten wir dem jungen Referendar bei der Fahrt nach Capri von dem Marsch auf den Solaro abgeraten und uns bereit erklärt, an einem der folgenden Tage mit ihm den Aufstieg gemeinsam zu machen, aber er hatte damals zu seinem Schaden abgelehnt.

Fahrten auf dem Tyrrhenischen Meer.

Wie oft kann man in Deutschland hören, Italien dürfe man nur im Frühjahr, die südlichen Städte vielleicht noch im Winter besuchen; im Sommer sei es zu heiß, die Gegend dürr ausgebrannt, die guten Gasthäuser geschlossen, das Essen schlecht, und allenthalben bedrohe den Reisenden das Schreckgespenst der Malaria.*) Darum flutet im Frühjahr, trotzdem es dann oft noch recht kühl und unfreundlich ist, der große Fremdenstrom nach Süden, Florenz, Rom, Neapel und die Küstenorte Siziliens überschwemmend. Der italienische Frühling mit seiner berauschenden Blumenpracht ist in der Tat etwas einzig Schönes, aber dennoch muß ich Viktor Hehn beipflichten, der den Sommer für die beste Jahreszeit zum Besuch Italiens hält. Wer das Leben und Treiben des Stadt- und Landvolkes im Freien sehen will, wer ein Auge hat für die wunderbaren Farbeneffekte, mit denen die größte Farbenkünstlerin der Welt, die Sonne, das dürre, kahle, gelbbraune Gestein der Felsenküste, der Campagna von Rom und des inneren Apennin in dunstiger Klarheit malt, wer den Fruchtreichtum Siziliens an dem gesegneten Küstenstrich zwischen Syrakus und Messina und in der Conca d'oro (Goldmuschel) bei Palermo kennen lernen will, der muß im Sommer reisen. —

Und welchen Genuß bereitet vollends eine Seereise im Mittelmeer zur Sommerzeit! Zur See ist für Mittelmeerfahrten der Juli und der ganze August die beste Zeit. Während das Mittelmeer im Frühling meist stürmisch und recht kühl ist — auch die Seebäder Italiens bevölkern sich erst Ende Juni oder Anfangs Juli — ist um diese Zeit, vor allem im August, das Meer wunderbar schön und still; wochenlang sieht man oft nur leuchtenden Himmel und eine stahlblaue, dunkle Meeresfläche, die von leichtem Wellenschlage morgens und abends sanft gekräuselt wird. Und wie verändert sich oft im Laufe des Tages die Farbe des Meeres, wie prachtvoll grün in allen Abstufungen zeigt sich das Meer im Kielwasser und im Mündungsgebiet der Flüsse in der Nähe der Küste! Delphine machen ihre Luftsprünge und Purzelbäume um das Schiff herum, fliegende Fische tauchen knapp über der Meeresfläche auf, um nach 30—50 m langem Flug wieder einzutauchen. Wie erquickt der leise Luftzug auch bei großer Hitze den in seinem Liegestuhl ruhenden und in die schäumenden Fluten am Steuerheck blickenden Nordländer! Wie herrlich sind die Abende und Nächte mit dem prächtig glänzenden Sternhimmel! Hier leuchten die Milchstraße, die Sternbilder und Planeten mit einem ganz andern Glanz als im trüben Norden. Hier strahlt der rote Mars mit einem Lichtschein, daß auf der Seefläche sich zitternd sein Bild langgezogen wiederspiegelt, hier kann man die Venus und selbst den Merkur in strahlendem Glanz dicht über der untergehenden oder soeben untergegangenen Sonne schauen. Hier kann man unter dem

*) Dass der Nordländer infolge von körperlicher Ueberanstrengung oder von Magenverstimmung in Italien, besonders im heißen Sommer, leicht unter Fieber zu leiden hat, ist unzweifelhaft. Darum ist jede größere Anstrengung, der man in Deutschland ungefährdet sich unterziehen kann, in Italien zu vermeiden, ebenso ist die größte Vorsicht beim Essen und Trinken zu beobachten. Fühlt man sich dennoch vom Fieber erfaßt, so breche man schleunigst auf, möglichst in eine höher gelegene Gegend, z. B. von Rom nach Frascati, von Neapel nach Capri.

36° nördlicher Breite bei Malta den großen und den kleinen Bären mit dem Polarstern immer tiefer sinken und dem nördlichen Horizont sich nähern sehen, während im Süden niegesehene Sternbilder unter der Ekliptik zum Vorschein kommen. Hier kann man, freilich nur bei drückendem Scirocco, die phosphoreszierenden Infusorien in dem aufgewühlten Kielwasser wie funkelnde Edelsteine aufglänzen sehen. Freilich ist bei herrschendem Scirocco, wenn die Schwüle den Schweiß aus allen Poren des Körpers treibt und alle Verdunstung gehemmt zu sein scheint, wenn auf dem Verdeck kein erquickender Luftzug verspürt wird und die Kleider mit salziger Feuchtigkeit sich vollsaugen, der Aufenthalt in den sargähnlichen Betten der Schiffskabine nicht gerade angenehm. Aber an Land ist es bei einem solchen Wind nicht besser.

Aber was wollen solche Belästigungen durch drückende Schwüle, denen wir in unserer Heimat um die Zeit des Hochsommers ebenso oft ausgesetzt sind, gegen die Vorzüge einer Seefahrt besagen? Sind doch die Sciroccotage im Mittelmeer ebenso selten, wie bei uns die Tage drückender Schwüle.

Von Genua ausfahrend, dessen amphitheatralische Anlage von der See am besten bewundert werden kann, passieren wir die aus der Geschichte bekannt und berühmt gewordenen Eilande und Vorgebirge Capraja, Elba, dessen Hauptorte Porto Ferraio, Marina di Rio und Porto Longone man in der Höhe der Inselchen Palmajola and Cerboli ebenso genau erkennen kann, wie an der gegenüberliegenden Halbinsel des Festlands die Ruinen des uralten Populonia und die Essen von Piombino. Dann erblickt man Pianosa (Planasia), den Verbannungsort für mißliebige Glieder der kaiserlichen Familie unter Augustus und Tiberius, die Klippe von Monte Cristo, und nachdem wir die Ameisenklippen, Formighe, vermieden haben, fahren wir zwischen den Inseln Giglio und Gianutri rechts und dem massigen, schön geformten Monte Argentaro, der früher eine Insel war, jetzt ein weit in die See hineinragendes Vorgebirge ist, weiter.

Nach einer Reihe von Stunden erreichen wir die Höhe von Rom, dessen Peterskuppel bei ganz klarer Luft, wie man behauptet, gesehen werden kann, während man jedesmal die edlen Linien des Albanergebirges mit Rocca di Papa und dem Gipfel des alten Kraters Monte Cavi sehen kann. Die Tibermündung verkündet sich durch das grünliche Wasser und die mit den Delphinen um die Wette nach kleinen Fischen jagenden Seevögel. An dem öden Gestade weiter südlich von Nettuno fällt uns der Turm von Astura unseligen Andenkens auf, wo der besiegte Hohenstaufe Conradin von dem verräterischen Frangipani gefangen und dem kalten und grausamen Karl von Anjou ausgeliefert wurde. Dann beherrscht das wunderbar geformte Vorgebirge der Hexe Kirke, das Cap Circello, die Küstenlinie, bis die Ponzainseln uns auf die Einfahrt in den Golf von Neapel vorbereiten. Ischia mit dem durch das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1883 fast ganz zerstörten, aber wieder aufgebauten Casamicciola und das Inselchen Procida mit seinem wunderbar auf dieser hohen Meeresklippe gelegenen Bagno (Zuchthaus) lenkt rechts unsere Blicke auf sich, und fast beneiden wir die Sträflinge dort oben, die eine so einzig schöne Aussicht haben, während links das Vorgebirge von Miseno, durch des Tiberius Tod und als Flottenstation im Altertum bekannt geworden, zum Vorschein kommt.

Und jetzt liegt in strahlendem Glanze des Morgens der Golf von Neapel mit dem rauchenden Vesuv, der Insel Capri und dem Vorgebirge von Sorrento vor uns, ein Blick so wunderbar, daß er nur von der Aussicht vom Kloster Camaldoli übertroffen wird. Am Vesuv fallen uns zahlreiche weiße Streifchen, vielfach parallel zu einander verlaufend, in die Augen. Es sind Schutzmauern, die an den gefährdeten Stellen gegen die Lavaströme von

italienischen Truppen angelegt sind, um die Ortschaften Portici, Resina, Torre Annunziata zu schirmen. Wenn der Krater auch durch den letzten Ausbruch und Zusammenbruch um 100 m verkürzt worden ist, er nimmt sich immer noch stattlich neben der Somma, dem ursprünglichen Kraterrande, aus.

Bei der Weiterfahrt an Capri vorbei nach Sizilien sparen wir, nachdem mir Ustica passiert haben, unser ganzes Interesse für die Einfahrt in den Hafen von Palermo auf. Beim Anblick der sizilischen Küste, des Monte Pellegrino und des Monte Catalfano, die Stadt und Hafen einschließen, fielen mir jedesmal Goethes Worte ein, mit denen er die Schönheit dieser herrlichen Küste schildert. „Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir an Palermo anfuhren. Die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde — wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben."

Um die Westspitze Siziliens herum, zwischen Trapani, Marsala und den aegatischen Inseln, an dem Monte San Giuliano, dem Eryx des Hamilkar Barkas, vorbeifahrend, verfolgen wir den Kurs über die Bank, die der letzte Rest der ehemaligen Landbrücke zwischen Sizilien und Afrika ist, und passieren die Stelle, wo im Juli 1831 über Nacht sich eine Insel unter vulkanischen Erscheinungen 60 m aus dem Meere erhob, die Isola Giulia oder Ferdinandea. Da aber die interessierten Mächte sich über ihren Besitz nicht einigen konnten, so verschwand sie ebenso plötzlich und spurlos, wie sie aufgetaucht war, und sicherte damit den Frieden Europas.

Dann trägt uns der Dampfer zu dem sagenhaften Ogygia, dem lieblichen Eiland der Nymphe Kalypso.

Die Einfahrt in den Hafen von La Valetta auf Malta, das geologisch und ethnographisch zu Italien gehört, kann sich mit der Landung in Palermo messen. Die Schönheit des Hafens hat selbst nicht durch die starken Seebefestigungen dieses wichtigen, uneinnehmbaren Kriegshafens in der Mitte des Mittelmeeres, in der Mitte zwischen Asien, Europa und Afrika, in der Mitte zwischen Suez-Kanal und Gibraltar, vernichtet werden können. Mit der wunderbaren, sauberen, prächtigen Oberstadt, die uns die Kulturmission Englands deutlich und handgreiflich vor Augen führt, mit der merkwürdigen Bevölkerung, die aus afrikanischen und sizilischen Elementen gemischt zu sein scheint, macht diese zur Rast und Ruhe einladende Hafenstadt mit dem großartig angelegten, äußerst geräumigen und geschützten Handels- und Kriegshafen einen ganz originellen Eindruck. Eine Fahrt durch die Häfen, eine Besichtigung der Stadt Valetta, zu deren schönstem Ausblick uns ein Lift emporhebt, und ihrer Prachtbauten, ihrer sauberen Straßen mit dem höchst merkwürdigen orientalischen Treiben ist für jeden, der aus Unteritalien kommt, ein hoher Genuß.

Dann geht die Fahrt nach Norden dem Aetna entgegen, der in einsamer Größe, seit Jahrtausenden rauchend, qualmend, Steine und Asche auswerfend, die Ostküste Siziliens beherrscht und in dessen abgekühlten Lavaströmen sich die jetzt bedeutendste Handelsstadt Siziliens Catania angebaut hat. Zwischen gewaltigen Lavaströmen, die bis in die See hineinflossen, liegt auch der lebendige, aber recht unsaubere Hafen, wo man zwischen großen Lavablöcken ein erquickendes Seebad nehmen kann. Nach Norden geht die Fahrt weiter an der reichen, fruchtbaren Küste, einem wahren Paradiesesgarten, vorbei, hier begrüßen wir die Zyklopenfelsen bei Aci Castello, die der Polyphem dem abfahrenden Odysseus nachgeworfen haben soll, und berühren bald die beiden Unglücksstätten Reggio und Messina, bis wir beim berühmten Faro wieder die offene See mit dem dritten der vulkanischen Misse-

täter, dem pyramidenförmigen Stromboli erreichen. Dann ist wieder Neapel oder Genua Ziel und Ende unserer Fahrt.

Eine kleine Episode von einer Heimfahrt nach Genua möge den Schluß bilden. In Neapel war eine lustige Gesellschaft als Vorkajütspassagiere aufs Schiff gekommen; darunter befanden sich 5 echte, freche, lustige Neapolitaner, die sich ohne Fahrschein und Geld im Dunkel der Nacht auf das Schiff geschlichen hatten und bei Tage sich, mit ihrer Harmonika spielend, einige Soldi verdienten. Als ich den Schiffsoffizier fragte, was in Genua mit ihnen geschähe, erklärte er mir, dort würden sie von den Carabinieri in Empfang genommen und gratis wieder nach Neapel zurückbefördert: eine billige Seereise! — Wir waren am folgenden Abend bis in die Höhe von Elba gekommen, hinter dem der Sonnenball in purpurner Glut strahlend ins Meer sank. Da prahlte der Commandante des Schiffes — es war kein deutsches Schiff — mit seinen und seines Schiffes Vorzügen. Ihm, der stets auf der Commandobrücke stehe und stets auf seinem Posten sei, könne nicht begegnen, was kürzlich dem Capitän des Dampfers Sirio der italienischen Gesellschaft Navigazione Generale begegnet sei, der, um den Kurs abzukürzen, sein Schiff an den gefährlichen Hormigas — Ameisenklippen — bei Cartagena an der spanischen Küste vorbei gesteuert und an Strand habe laufen lassen, wobei Hunderte armer Auswanderer ums Leben kamen. Wir hatten eben die italienischen Ameisenklippen passiert und Pianosa erreicht, als unser edler Commandante so unbescheiden prahlte. Einige Wochen nach meiner Rückkehr von dieser Meerfahrt erhielt ich von einem Passagier des Schiffes, einem Genueser Elektrotechniker, folgende Mitteilung: „Sie werden sich wundern, wenn Sie vernehmen, daß unser unbescheidener Commandante auf der Rückreise von Spanien an derselben Stelle, wo er so ungebührlich prahlte, bei Pianosa, sein Schiff hat auf den Strand laufen lassen. Der Dampfer kam zum großen Teil unter Wasser und ist nach langem, vergeblichem Bemühen dieser Tage zuerst nach Porto Ferraio auf Elba und gestern nach Genua zur Reparatur abgeschleppt worden." Die Kosten betrugen 26000 Lire, waren aber durch Versicherung gedeckt. Und das mußte dem prahlsüchtigen Commandante gerade bei den italienischen Ameisenklippen, angesichts Elbas und Pianosas begegnen!

Messina vor der Zerstörung.

„Nahe Messina erhebet die Scylla sich und die Charybdis;
Einer Gefahr sich befreit, stürzt in die andre der Mensch."

Als ich das erste Mal, von Palermo kommend, um den Faro herumfuhr und die Straße von Messina erblickte, glaubte ich, die Scylla habe sich, entsetzt über die Verse des bayerischen Königs Ludwig I. in die Charybdis gestürzt und beide wären infolge dessen verschwunden; denn wie genau man auch umherspäht, nichts ist von den beiden Wundern der Odyssee zu sehen. Auf der kalabrischen Seite erinnert nur der Ort Scilla an die Unholdin mit bellenden Hundeköpfen, die dem Odysseus mit ihren Polypenarmen 6 Getährten aus dem Schiff raubte, und in Messina selbst trägt eine der Badeanstalten am Strand die Inschrift „Bagno di Pescecola" und zeigt im Bilde über dem Eingang den kühnen Taucher, der den goldenen Becher der Charybde entrissen hat und mit freudigem Winken emporhält. Aber weder gibt es hier eine steile Küste, von der der sizilische König das Kleinod ins Meer ge-

worfen haben könnte, noch ist etwas von einem Strudel zu bemerken. Daß diese Stelle aber gleichwohl gefährlich ist, bewies das Wrack eines Dampfers, der gestrandet am Faro lag, halb unter Wasser.

Auch sonst blieb der Eindruck, den die Meerenge auf mich machte, hinter der Erwartung zurück. Vielleicht war Palermo mit seinem herrlichen Monte Pellegrino und seiner prächtigen Umgebung schuld an dieser Enttäuschung, vielleicht auch die durch die geschichtliche Bedeutung dieser Meerenge überspannte Phantasie. Weder der Aspromonte und die zahlreichen Orte von Scilla bis Reggio auf italischer Seite, noch das peloritanische Gebirge mit der Landspitze, die den Leuchtturm Faro trägt, entsprachen meiner Erwartung.

Um so interessanter war die Einfahrt in den sichelförmigen Hafen, von dessen Gestalt die älteste Stadtgründung den Namen Dankle (Zankle) = Sichel erhalten hat. Ich konnte nämlich einer Jagd auf den Schwertfisch, pesce spada, beiwohnen. Bei Brehm kann man das Nähere über diesen wüsten Seeräuber nachlesen, der gerade in der Straße von Messina schon im Altertum viel gejagt und gefangen wurde. In den Morgenstunden vom Juli bis zum September flaniert der tolle, schwertkühne Geselle, der in seiner Wut selbst große Schiffe und Felsblöcke angreift, dicht unter der Wasserfläche Beute jagend umher von Ufer zu Ufer, wobei seine Rücken- und Schwanzflosse über Wasser erscheint. Vom Dampfer aus konnte ich sehr gut beobachten, wie ein Sportklub vornehmer Messinesen auf einer eigens zur Schwertfischjagd eingerichteten Barke einen Schwertfisch hetzte. Inmitten der Barke auf hohem Gerüst, der sogenannten Kanzel, an einer Stange sich festhaltend, steht der Harpunier, die an einem 200 m langen Seil befestigte Harpune mit beweglichem Widerhaken in der Hand haltend, und gibt den Ruderern und dem Steuermann durch Zuruf seine Befehle. Erblickt man einen Schwertfisch auf seinen Kreuz- und Querzügen unter der Oberfläche, so saust die Barke hinter ihm her, und der Harpunier schleudert, wenn die Barke den Fisch erreicht hat, ihm die Harpune in den Leib, worauf er in der Tiefe verschwindet und das Seil sich so weit abwickelt, als nötig ist, bis das ermattete Tier eine Beute der Sportjünglinge wird. Übrigens sollte mir der Schwertfisch noch am selben Tage auf dem Mittagstisch meines Gasthauses in Messina begegnen, wo er weit harmloser anzuschauen und angenehm zu genießen war.

Bald saß ich unter den Palmen am Palazzo del Municipio und betrachtete das rege Treiben der Tausende von geschäftigen, fröhlichen Menschen auf der Hauptverkehrsader, der mit der Kai-Straße parallel laufenden Via Garibaldi. Die Stadt kam mir ganz modern vor, ohne alte denkwürdige Bauten und Überreste. Natürlich, oft genug ist sie ja durch Erdbeben zerstört oder beschädigt worden, zuletzt am furchtbarsten 1783. Von der entsetzlichen Wirkung dieses Erdbebens hat Goethe in seiner Italienischen Reise anschaulich berichtet. Am Dom zeigten sich noch Risse, und der ganze obere Teil der Außenmauern machte einen ganz unfertigen, unschönen Eindruck, als ob man in aller Eile das Bauwerk in Stand gesetzt hätte. Im Innern bot sich, abgesehen vom Chor, dieselbe Kahlheit dem Auge dar, die man in den Kirchen Catanias, das ja vom Erdbeben und von Ausbrüchen des Ätna viel zu leiden gehabt hat, bemerken kann. Sodann fuhr ich zum berühmten Campo Santo (Kirchhof), bewunderte die prächtige Aussicht auf Stadt, Hafen und Meer, ohne zu ahnen, daß in kurzer Frist ein Schütteln und Rütteln des Erdgeistes in wenigen Minuten diese ganze erwerbsfleißige, starkbevölkerte Stadt voll pulsierenden Lebens in einen einzigen großen Kirchhof verwandeln würde. Hier auf dem Campo Santo in der prächtigen Halle sah ich auch die Denkmäler der Freiheitshelden, die im Kampf gegen die Tyrannei im Kerker

geschmachtet hatten: einem hatte man die eisernen Ketten, mit denen er im Kerker gefesselt gewesen, an der Basis seines Denkmals befestigt.

Als ich wieder hinter der Palazzata, jenem prächtigen Palastbau, der längs des Strandes in weiter Ausdehnung sich hinzieht und dem modernen Messina einen überaus reichen stattlichen Anstrich von der Seeseite gibt, als ich wieder unter den Palmen der Piazza del Municipio saß, wurde mir ein Zettel überreicht, den ich mir zum Andenken aufbewahrt habe. Er trägt das Brustbild eines jungen Mannes mit folgender Legende: „(Das ist) der Student der technischen Schule Antonino Garofalo aus Siculiana, der im Schlafe von seinem Mitschüler Raimondo Morgante aus Grotte am Morgen des 24. Januar 1903 in Girgenti ermordet wurde. Er wurde das Opfer seines Eifers, mit dem er in der Schule seinen Mörder der Mitgliedschaft der Mafia und ihrem Verbrechertum zu entreißen suchte." Also drei Jahre nach der Tat war der Mord noch nicht gesühnt, und der Mörder stolzierte dreist durch die Städte Siziliens. Da man in den von der Mafia verseuchten Teilen Siziliens keinen Gerichtshof finden konnte, der den Mörder belangt hätte, so suchte man in Messina einen Druck auf die Bevölkerung auszuüben, damit hier endlich das Verbrechen gesühnt würde. Aber wie so manche andere Schreckenstat der geheimen Verschwörerbande wird auch dieser Mord schwerlich seine Sühne finden.

Ueber diese übelberüchtigte geheime Verschwörerbande der Mafia, die in Palermo ihren Hauptsitz hat und die durch ruchlose Mordtaten jedes Jahr von sich reden macht, ist die italienische Regierung nämlich noch immer nicht Herr geworden. Ein wenig vom Räuber und Verschwörer steckt noch jedem Italiener im Blute, vor allem aber dem Sizilianer, der Jahrhunderte lang unter einem despotischen Regiment den verschlagenen, hinterlistigen Charakter angenommen hat, der in der berüchtigten Mafia seinen konkreten Ausdruck gefunden hat. Dem Sizilianer ist daher seit dem Sturz der Bourbonen jede zielbewußte, kräftige Regierung, jede geordnete Verwaltung tief in der Seele verhaßt; denn dieses Volk ist für seine freie Verfassung noch lange nicht reif genug. Die Presse dieser gesegneten Insel steht fast ganz auf der denkbar tiefsten Stufe, da sie ja vorzugsweise das Sprachrohr jener über den größten Teil der Insel verbreiteten und rücksichtslos mit Dolch und Revolver schaltenden Verschwörerbande der Mafia ist, die gegen alles, was von der Regierung kommt, gegen alle ihre Beamten, soweit sie nicht selbst Mafioten sind, einen unversöhnlichen Kampf führt und jedweden, der ihre Zirkel stört, kurzerhand beseitigt. In Erinnerung ist noch der Prozeß wegen des von der Mafia gemeuchelten Palermitaners Notarbartolo, dessen Mörder, obwohl überführt, freigesprochen wurde. Auch heutzutage wird sich schwerlich ein Schwurgericht finden, das einen Mafioten, der einen Mord begangen hat, selbst wenn die Tat sonnenklar erwiesen ist, schuldig sprechen würde. Und wer wird über die armen Geschworenen den Stab brechen wollen, die lieber einen Schuldigen freisprechen als sich selbst den Zorn und Haß jener heimtückischen Fehme aufladen wollen? Merkwürdigerweise ist gerade der Osten der Insel, die Küste von Messina bis Syrakus, von der Tyrannei der Mafia freigeblieben.

So kam es, daß man in Messina für den unglücklichen Garofalo an das Volk appellierte.

Als ich auf der Rückreise nach Genua auf dem Dampfer einem sehr gebildeten Genuesen, der vorher mit mir die Fahrt von Genua nach Palermo gemacht hatte, jene Karte zeigte und auf das ruchlose Vorgehen der Mafia hinwies, erklärte er mir kurz und bündig, davon verstehe ein Fremder nichts, und lenkte sofort das Gespräch auf ein anderes Thema. Der Genuese war General-Vertreter eines deutschen Elektrizitätswerkes für einen großen Teil Italiens und für Sizilien. In Palermo hatte er die elektrischen Bahnen angelegt

und wegen eines in Palermo ausgebrochenen Streiks des Personals der elektrischen Bahnen die Reise dorthin gemacht. Meine Vermutung war, daß er durch seine Stellung der Mafia gegenüber derart gebunden war, daß er einen Zusammenstoß mit ihr vermeiden mußte. Er konnte nichts Besseres tun als mit den Wölfen heulen.

Messina nach dem Erdbeben.

Da ich vor drei Jahren (1906) die Unglücksstadt in ihrem blühenden Zustand gesehen hatte, so drängte es mich, sie jetzt (August 1909) in Trümmern zu sehen. Schon beim Einfahren in den großen Hafen, der durch die bekannte sichelförmige Halbinsel gebildet wird, bemerkt man, daß diese Landzunge sich in der Mitte mehrere Meter tief gesenkt hat, ferner daß die ungeheure Front der Palazzata, jene Palastfront, die nach der Seeseite der Stadt einen äußerst stattlichen Anblick verlieh, eine gewaltige Kulisse ist, hinter der eine ungeheure Trümmerwelt lagert. Am Kai ist die Uferlinie um 3—4 m gesunken; der Boden wellenförmig gehoben, allenthalben aufgerissen, bildet vielfach klaffende Spalten. Die große auf Pfeilern und Eisensäulen ruhende Warenhalle ist vorne ins Wasser gesunken, und nur der Teil, der nach der Stadt zu liegt, dient jetzt als Markthalle. Eine große Baracke des italienischen roten Kreuzes läßt bis in den Operationssaal den Blick des Fremden dringen. Holzbaracken, Eisenbahnwagen, noch auf den Schienen stehend, gewähren hier manchen Familien Unterkunft. Daneben sind Berge von Brettern zum Barackenbau aufgetürmt. Hier, besonders zwischen Hafen, Bahnhof und der Viale San Martino, herrscht ein Treiben, als ob die alte Stadt mit ihren 90,000 Einwohnern noch bestände.

Tritt man jedoch in die Stadt ein, so bietet sich den Augen ein Bild der Zerstörung dar, wie es sich die kühnste Phantasie nicht schlimmer vorstellen kann.

Noch stehen auf der Piazza del Municipio, in die wir durch ein Tor der Palazzata eintreten, die Palmen, auch die Theaterfassade ist noch leidlich erhalten, aber es ist nur eine leere Schale. Rechts davon hindern hohe Schutthaufen das weitere Vordringen auf der Via Garibaldi, der früheren Hauptstraße. Hier habe ich manche Stunde unter den Palmbäumen gesessen und das rege Leben und Treiben auf dieser Hauptverkehrsader betrachtet. Jetzt unterbrechen nur ein paar Arbeiter, die eine gefahrdrohende Mauer niederlegen, und ein Hausbesitzer, der von seinem zerstörten Haus die hölzernen Läden und die Metallbeschläge der Türen abzunehmen sucht, die herrschende Totenstille. Versuchen wir nach links in der Via Garibaldi vorzudringen! Es ist schwer, durch die wüsten Trümmerhaufen in das Innere der Stadt einzudringen, zumal die noch stehenden Frontmauern allenthalben einzustürzen drohen. Glücklich ist man bis zu dem Dome vorgedrungen, der, durch die Kunstliebe der Normannenfürsten und der deutschen Kaiser reich ausgestattet, selbst der schlimmen Zerstörung durch das Erdbeben von 1783, dessen Wirkung Goethe bei seiner Anwesenheit mit beredten Worten schildert, Trotz geboten hat.

Jetzt liegt das mächtige Bauwerk völlig in Trümmern. Nur das prächtige linke Eingangstor mit den herrlichen Säulen und der reichen Ornamentik zeugt noch von verschwundener Pracht. Ueberhängende Gewölbeteile und Chorwände zeigen noch farbenprächtige Mosaiken, ebenso ist die Madonna über dem Haupteingang noch erhalten, wenn auch beschädigt. Einige Glocken, zahllose Marmortrümmer, Eisenkreuze liegen vor der Ruine wohlgeordnet, damit man erkennen kann, was alles verloren ist. Wie ein grausamer Hohn in diesem ungeheuren Trümmerfeld grinst uns rechts von dem Dom das große Straßenschild eines eingestürzten Eckhauses entgegen: Hotel Belvedere. Ebenso ist der große,

reichgeschmückte Brunnen vor dem Dom fast unversehrt erhalten, desgleichen der Neptunbrunnen an der Dogana, da diese Marmorbrunnen auf breiter Basis inmitten von freien Plätzen stehen, wo sie dem Verderben entgangen sind.

Einige kümmerliche Baracken für wenige Bewohner sind vor dem Dom angelegt, in dieser grauenvollen Oede, wo Ziegen und Katzen über den Trümmern herumklettern.

Dringen wir weiter in das Innere der Unglücksstadt ein, so krampft sich einem das Herz zusammen beim Anblick dieses furchtbaren Bildes der Zerstörung. Da ist nichts unversehrt geblieben. Die Straßen sind mit haushohem Schutt angefüllt, über den man hinwegklettern muß, um vorzudringen. Hier stehen hoch oben auf einem erhalten gebliebenen Gewölberest zwei große Bibliothekschränke mit wohlgeordneten Reihen schön gebundener Bücher, nur die Glasscheiben der Türen sind zerbrochen. Dort sieht man die großen Porträtbilder der ehemaligen Bewohner unter Glas und Rahmen hoch oben an einer stehen gebliebenen Wand hängen; zahlreiche Heiligenbilder sind vielfach der einzige Schmuck, der in diesen zerstörten Wohnungen sich an den Wänden noch an Ort und Stelle befindet, während unten Schränke, Stühle, Möbel, Lampen beweisen, daß hier kürzlich noch friedsame Menschen wohnten. Allenthalben stehen auf Balkonen, Erkern und in Loggien allerhand Blumentöpfe und Vasen mit verdorrten Blumen, aber darüber, darunter, dahinter gähnende Verwüstung!

Die Oede der Straßen von Pompeji ist ergreifend, aber die Stille in dieser Trümmerwelt, die vor kurzem pulsierendes Leben erfüllte, versetzt uns in Angst und Schrecken: es ist dies ja eine Stätte des Fluches und des Entsetzens!

Und nun erst die engen Gassen des Innern: da sind selbst die Frontmauern, die in den großen Hauptstraßen mit den palastähnlichen Bauten stehen geblieben sind, zusammengestürzt, so daß manchmal die Straßenlinie kaum mehr zu erkennen ist.

Der innere Teil der Stadt hinter der Stadtfront nach der See ist derart zerstört, daß an Wiederaufbau nicht gedacht werden kann. Man kann jetzt ja noch nicht einmal in diese Trümmermassen eindringen! Jahre, ja Jahrzehnte wird man mit der Beseitigung der Schuttmassen zu schaffen haben, ehe man an einen Aufbau denken kann. In der Tat, für das Innere von Messina war der 28. Dezember 1908 der Tag des Weltunterganges. 77 000 Menschen sind in Messina allein zu Grunde gegangen, von denen noch 32 000 nach der staatlichen Feststellung unter den Trümmern liegen.

Von allen Seiten sucht man den großen Schuttmassen beizukommen, vor allem im Südwesten, wo durch das trockene Gießbachbett des Portalegni Geleise zur Abfuhr der Massen angelegt sind. Die Schwierigkeit, die gewaltigen Trümmermassen zu bewältigen, wird noch gesteigert durch die allenthalben stehen gebliebenen Mauern, die vom Militär mit Dynamit gesprengt werden. Nach Westen hindern die Ausläufer des peloritanischen Gebirges die Wegräumung des Schuttes, nach Norden setzt die spitze Landzunge des weltberühmten Faro der Abfuhr ein Ziel, also bleibt nur der Südwesten übrig. Übrigens wird am Hafen von dem Schutt eine neue Mole hergestellt.

Während die Brunnen unten und im Innern der Stadt versiegt sind, — einer in mittlerer Höhe, einen Triton darstellend, ist mit Trauerflor geschmückt, den man der großen Marmorfigur um Hals und Arm geschlungen hat — stoßen wir in den höheren Lagen auf die Wasserleitung und zahlreiche Brunnen, um die die Bevölkerung sich in Baracken niedergelassen hat. Wo irgend der Schutt es zuläßt, hat man kleine provisorische Holzhütten angelegt, in denen man es sich so bequem macht, wie es die Umstände erlauben. Große Barackenanlagen befinden sich an zwei Stellen, zunächst im Norden vor dem Faro, wo sich

auch die vom deutschen Kaiser geschenkten Baracken nebst der hölzernen Notkirche befinden, ferner die von Amerikanern auf einem hohen Plateau angelegten, die sich bis zur Spitze des Faro hin ausdehnen, wo man für das zerstörte Dorf Faro Zelte und Baracken angelegt hat.

Die großartigste Anlage der Art aber befindet sich im Südwesten an der Viale San Martino.

Neu-Messina hat man diese neue Barackenstadt genannt, die zunächst links von der breiten Allee, dann, wo die Ruinen es zulassen, auch rechts sich weit hinaus ins Land zieht.

Aus der Stadt der Toten sind wir hier in die neue Stadt frisch sprudelnden Lebens gekommen. Einem großen Jahrmarkt gleicht das wimmelnde Treiben der hier ansässig gewordenen Messinesen und der mit den Landesprodukten massenhaft einfahrenden Landbevölkerung. Hier kann man bereits alles kaufen, was zum Leben nötig ist. Wasserleitung und elektrische Beleuchtung bis in die fernsten Gassen machen diese schachbrettförmige Barackenstadt wohnlich. Die städtische Verwaltung hat in einer großen Baracke ihre Tätigkeit eröffnet, ebenso die Post. Zahlreiche Stiefelwichser in langer Reihe geordnet, suchen auf ihre Putzkasten klopfend, unsere Schuhe von dem unendlichen Staub zu säubern, der in Neu-Messina herrscht, obwohl es geradezu zwecklos ist. Schon haben sich dort niedergelassen Vertreter sämtlicher Handwerke, Barbiere, Uhrmacher, Goldarbeiter, Mandolinenverkäufer, Notare, Aerzte, Anwälte, Buchhändler, Apotheker; schon sitzt ein öffentlicher Schreiber da, der für ein paar Kupferstücke Briefe niederschreibt und manchem armen Mütterchen ein Bittgesuch abfaßt. Er ist augenblicklich sehr in Anspruch genommen und wird von Mädchen und Frauen geradezu belagert. In dieser Gegend steht auch das einzige unversehrt aus dem Erdbeben hervorgegangene Haus des Professors Cammarieri, das jetzt in ein englisches Hotel nebst Pension verwandelt ist. — Das einzige am Platz. Doch sind auch Kaffees und Wirtschaften in größeren Bretterbuden aufgetan.

So entwickelt sich hier, rings von gähnenden Ruinen und Schutthaufen eingeschlossen, neues, frisches Leben; schon hört man Lieder erklingen, schon sieht man spielende Kinder, und es bewährt sich auch hier wieder Schillers Wort: „Das Alte sinkt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben sproßt aus den Ruinen." Es mutet einen merkwürdig an, wenn man über die Baracken hinweg zu den umgebenden Häuserruinen emporschaut und hoch oben einen offenen Saal gewahrt, in dem in der Ecke noch ein Tisch mit Stühlen sich befindet; auf dem Tisch steht eine hohe Prachtlampe, die vielleicht noch in der Nacht des 28. Dezembers den Bewohnern geleuchtet hat; an den Wänden hängt eine Anzahl kleiner und großer Bilder. An einer andern Stelle sehen wir in den geöffneten Stockwerken noch die Kandelaber und Hängelampen, alle Möbel stehen noch an ihrer Stelle, und nur der zerfetzt vorn herabhängende Teppich stimmt zu dem Bilde der Verwüstung, das uns überall entgegentritt. Nur mit der größten Lebensgefahr würde man sich diesen hochschwebenden Ueberresten nähern können.

Doch kehren wir aus dem unendlichen Staub, der über Neu-Messina liegt, zurück zu dem in herrlichem Azur strahlenden Meer, wo der sicherste Hafen der Welt die Eintagswesen, die Menschen, trotz aller Katastrophen immer wieder zu neuen Niederlassungen angelockt hat. Wie kurz ist doch das Gedächtnis und die Erinnerung der Menschheit! Fast jedes Jahrhundert hat an dieser Stelle eine furchtbare Naturkatastrophe gesehen. Die von Goethe geschaute Verwüstung vom Jahre 1783 war eben in Vergessenheit geraten, als am 28. Dezember 1908 die unglückliche Stadt wohl die furchtbarste Katastrophe heimsuchte, die je durch Erdbeben über eine menschliche Ansiedelung gekommen ist.

Was früher Messina hieß, besteht nicht mehr und wird auch nicht wieder erstehen.

Schon hat Catania in früheren Dezennien den Haupthandel von Messina an sich gerissen und sich bereits zum größten Hafenplatz Siziliens emporgeschwungen. Auch Neu-Messina wird den Gang der Ereignisse nicht hemmen können. Wenn auch eine kleine neue Barackenstadt im Entstehen ist, das alte Messina wird und kann nicht wieder aufgebaut werden.

Der Untergang von Messina ist schon Gegenstand künstlerischer Produktion geworden. Wer einmal den Boden der gesegneten Trinacria betreten hat, kennt den Carro Siciliano, das sizilianische Wägelchen, von einem buntgeschmückten Eselchen gezogen. Ueber und über ist das Kärrchen mit bunt bemalten Schnitzereien, und die Flächen des Wagenkastens sind überall mit Darstellungen aus der Ritterzeit, aus den Kreuzzügen, aus modernen Schauspielen und Opern geschmückt. Heute (19. August 1909) sah ich hier ein Wägelchen, auf dem nur Szenen des Terremoto (Erdbebens) von 1908 dargestellt waren. Leute stürzen beim Zusammenbruch der Stadt aus den Häusern, Offiziere, Soldaten, Matrosen retten Frauen und Kinder. Diese Rettungsszenen bilden den Hauptgegenstand der Darstellung.

Auf die erste Barackenkolonie von früheren Bewohnern der Unglücksstadt bin ich übrigens in Palermo gestoßen. Vor der Porta Nuova an der Piazza dell' Independenza liegen die 6 Doppel-Baracken, die unser Kaiser sofort nach dem Erdbeben den unglücklichen Messinesen zur Verfügung gestellt hat. Es sind saubere, luftige, freundliche Holzbaracken mit grünen Jalousien. Deutsche Flaggen flankieren beim Eingang in die Baracken ein Schild mit der Inschrift: Dono di S. M. J. Guglielmo II. Geschenk Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. Kleine Gartenanlagen mit Beeten sind zwischen den Baracken angelegt, die sämtlich mit freilich arg zerfetzten deutschen Flaggen versehen sind.

Der Carro Siciliano.

Eine der anmutigsten Erscheinungen auf dem Boden Siziliens ist das soeben erwähnte sizilische Wägelchen, der Carro Siciliano. Es ist dies ein kleiner Karren mit 2 hohen Rädern, von einem Eselchen oder feurigen Pferdchen gezogen. Das wäre nun an sich keine Sehenswürdigkeit, wenn nicht ein reicher bunter Schmuck Esel wie Wägelchen zu einem wahren Kunstwerk stempelte. Räder, Deichsel, Achse, Wagenkasten, alles ist reich geschnitzt und in grellen Farben, rot, blau, grün, gelb, weiß ausgemalt. Vor allem ist der Wagenkasten mit allerlei Darstellungen aus der Ritterzeit, aus den Kreuzzügen und Türkenkriegen, mit Szenen aus Trauerspielen und Opern, mit Madonnen, Heiligenbildern und Engeln geschmückt. Meist weisen die Darstellungen auf den 4 Seiten des Wagenkastens zusammenhängende Szenen aus derselben Rittergeschichte, Legende, Oper, aus demselben Trauerspiel auf. Allemal ist in den beiden letzten Fällen Akt und Szene sowie Gegenstand der Darstellung über dem Bilde angegeben.

Da erblicken wir zunächst, freilich auf wenigen Kärrchen, Heiligenbilder, die Madonna mit dem Kind, beiderseits Heilige und Engel. Die Verkündigung und die Erscheinung der Jungfrau vor verschiedenen Heiligen sehen wir anderswo. Wieder anderswo ist Christi Leiden dargestellt. Szenen aus dem alten Testament treffen wir ebenfalls, wie folgende: Simson mit Schwimmhose bekleidet — so sieht ja der Sizilianer seine Athleten ihre Kraftstücke vorführen — kämpft mit dem Löwen. Aber am beliebtesten sind romantische Ritter- und Räubergeschichten, bei denen unbedingt ein ritterlicher Zweikampf vorkommen, eine Coltellata (Messerstecherei) sich ereignen und Blut fließen muß. Auch Massenkämpfe und Schlachten, besonders aus den Kriegen mit den Sarazenen, in denen irgend ein Held sich auszeichnet, gewahrt man auf größeren Wägelchen. Da sieht man ferner, wie ein von einem

Ritter heiß geliebtes Mädchen Vienna von ihren Eltern gezwungen wird, in feierlicher Klosterstille den Schleier zu nehmen, dann wie der Ritter sie entführt und nach einem glorreichen Zweikampf ihre Hand gewinnt. Azzelino befreit heldenmütig den Angelettano aus der Gefangenschaft. Ein Dolchduell von zwei Mafioten aus Palermo — so vermute ich — ziert ein anderes Wägelchen. Corradinos, unseres unglücklichen letzten Hohenstaufen Abenteuer und Ende habe ich sogar auf einem Wagen dargestellt gefunden. Die Legende von der heiligen Genoveva, die traurige Geschichte vom Moor von Venedig, Othello, und der Desdemona, die Geschichte des Tell, Apfelschuß, die hohle Gasse von Küßnacht und die Erschießung des Geßler, ja sogar Faust und Margaretha in den Hauptszenen, letztere Stoffe offenbar nach einer Oper wiedergegeben, sah ich auf Wägelchen in Palermo und Catania. Der rote Teufel Mefistofele mit der Hahnenfeder und der arme im Zweikampf erstochene Valentin scheinen dem Maler besonders am Herzen gelegen zu haben bei den Darstellungen von Faust und Margherita.

An Stoffreichtum lassen, wie wir hieraus ersehen, die Darstellungen nichts zu wünschen übrig.

Ganz entsprechend dem Wägelchen ist das Eselchen oder Pferdchen geschmückt. Zaumzeug, Kummet, alles reich mit Schellen, bunten Federn, Quasten, Franzen und Bändern geziert. Die Lederteile des Geschirres sind mit Flittergold, glänzenden bunten Steinen, mit vergoldeten und versilberten Nägeln, Buckeln und mit kleinen Spiegelchen geschmückt. Ein hochragender Federbusch krönt das Haupt des kleinen, flinken, zähen, oft recht hübschen Eselchens, wie ein rockenähnlicher Schmuck auf dem Nacken über dem Kummet, mit Schellen und allerlei Flitter behängt, den Rücken des Grauschimmels ziert. Man kann sich nichts Bunteres, Lieblicheres, Anmutigeres denken als einen solchen Carro Siciliano. Und wozu dient er? Er ist Wagen und Karren zugleich. Er trägt und fährt Menschen, oft 6 und mehr Personen, er fährt alle möglichen Landesprodukte und Lasten, er fährt Möbel, Kohlen, ja sogar — Mist! Man muß ein solches Wägelchen einherfahren sehen, wenn der schmutzige Wagenlenker sein langgezogenes Ah! hat erschallen lassen; wie da das Eselchen oder Pferdchen ausgreift und unter Schellenklang über die staubigen Straßen dahereilt!

Welch ein Gegensatz zwischen dem zerlumpten, armen, schmutzigen Wagenlenker und dem reizenden Gefähr! Es ist, als ob der ganze ideale Sinn und der gesamte Schönheitstrieb der bettelarmen Landbevölkerung sich in diesem Wägelchen konzentriert habe und konkret geworden sei. Wie stolz ist der arme Vetturino, wenn der Fremdling aus dem Norden sein schönes Gefähr mit Interesse und Freude betrachtet und bewundert! Wie beifällig nickt er, und wie dankbar lächelt er, wenn man die bunten Darstellungen aufmerksam mustert!

Einer der „Tausend von Marsala."

In Palermo sah ich an einem Sonntag einen kleinen Zug alter Garibaldianer mit ihren verwegenen, altersdurchfurchten Gesichtern in ihrer bekannten farbenreichen Tracht mit Ehrenzeichen hinter ihrem Banner schreitend durch die Hauptstraße, den Corso Vittorio Emanuele, ziehen. Ein Schild wurde ihnen vorangetragen, auf dem man die Inschrift las: „Wir fordern, daß endlich das Gesetz vom (Datum) zu gunsten der letzten von den Tausend von Marsala und Calatafimi ausgeführt werde." Durch das betreffende Gesetz ist den sizilischen Communen die Fürsorge für die letzten jener Tausend Republikaner zur Pflicht gemacht

worden, die unter Garibaldis Führung durch ihre kühne Landung bei Marsala im Mai 1860 und ihren ersten Erfolg gegen die 8000 Mann regulärer Truppen des letzten Königs von Neapel und Sizilien bei Calatafimi am 15. Mai im Sturm Sizilien eroberten und der Italia Unita im Süden freie Bahn schafften. Allein der Umzug lehrte sattsam, daß selbst Palermo, die Hauptstadt und reichste Gemeinde Siziliens, dieser Pflicht nicht nachgekommen war, sonst hätten diese 15—20 alten Kerle mit ihren echt sizilianischen Räubergesichtern nicht zu demonstrieren brauchen.

Am selben Morgen besuchte ich die merkwürdige Kirche San Giovanni degli Eremiti, die mit ihren rotgetünchten Kuppeln einer sarazenischen Moschee gleicht und durch ein hübsches Kampanile und durch einen wunderbar romantischen Kreuzgang im Normannenstil ausgezeichnet ist, der ein kleines reizendes Gärtchen mit üppigster Vegetation und malerischen Durchblicken einschließt. Der Wächter dieses interessanten Baudenkmals war einer jener 1000 Freiwilligen von Marsala und Calatafimi, der an dem Tag des Umzugs, da ihn die Pflicht (il dovere) von der Demonstration fern hielt, weil Palermo ihm das Kustodenamt übertragen hatte und er daher nicht mit demonstrieren durfte, wenigstens seine Garibaldianertracht und Orden und Ehrenzeichen angelegt hatte, und der mit Begeisterung von seinen Heldentaten seit der Landung bei Marsala 1860 berichtete und endlich mit einem begeisterten Evviva Garibaldi! schloß.

An allem merkte ich, daß er ein Republikaner von reinstem Wasser geblieben war. Seine reichliche freie Zeit verbrachte er mit Herstellung von Aquarellen seiner Moschee und seines Kreuzganges mit dem bunten Pflanzenschmuck, wozu er, wie ich feststellen konnte, 2 gut kolorierte Postkarten, die ich in Palermo kaufte, als Vorlagen benutzte.

Als ich im August 1909 wiederum dem architektonischen Kleinod und dem Garibaldianer einen Besuch machte, öffnete er selbst mir nicht das Gartenpförtchen, sondern seine Gattin, die unter Tränen mir mitteilte, daß ihr Gatte vor Jahresfrist gestorben sei; ihr habe man einstweilen das Kustodenamt von San Giovanni degli Eremiti belassen.

Die Irredenta.

Die Irredenta (inredempta), das noch nicht erlöste Italien, nennt sich die chauvinistische Partei, die in Rom, den Universitätsstädten und besonders im Nordosten des Landes von Zeit zu Zeit durch Lärm in der Presse, durch Krawalle in Wälschtirol und in dem Küstenstrich bis Triest von sich reden macht. Statt sich über die endlich erlangte Einigung zu freuen und an dem inneren Ausbau des in seiner Volksbildung sowie sozial und wirtschaftlich noch recht zurückgebliebenen Staates und Volkes ernst zu arbeiten, möchte die liebe Jugend das Gras schneller wachsen sehen und berauscht sich an dem irredentistischen Phantasiegebilde eines um ganz Tirol und die Küstenlande einschließlich Triests vergrößerten Einheitsstaates.

Es ist eben der wohl begreifliche Haß wegen der zahlreichen Invasionen der Deutschen auf den italienischen Kaiserzügen in das Vaterland, vor allem der Haß gegen das Haus Habsburg, das seit Karl V. mindestens in Oberitalien sich fest einzunisten versuchte, es ist dieser Haß, der in der italienischen Volksseele noch immer nachwirkt und dort, wo Deutsche und Welsche zusammenwohnen und zusammenstoßen, zu Explosionen der schlimmsten Volksinstinkte führt, die als Symptome eines tief wurzelnden Gegensatzes nicht leicht überschätzt werden können. Die wiederholte Beschimpfung und Mißhandlung deutscher Reichsangehöriger in jenem Grenzgebiet, in dem leider seit dem Mittelalter unter östreichischer Herrschaft das Deutschtum Schritt für Schritt zurückgedrängt worden ist, jene neuliche Hetze gegen

die Deutschen am Gardasee, dessen Herrlichkeit doch eigentlich von Deutschen entdeckt worden und dessen steigender Wohlstand ihnen zu verdanken ist, könnte uns ja ganz kalt lassen, zumal die Italiener sich hierdurch nur selbst schaden. Aber das Bedenkliche dieser Erscheinung besteht darin, daß unser Dreibund, der uns über 30 Jahre lang den Frieden gesichert hat, durch diese Hetzereien gefährdet wird.

Aber es ist dieses Treiben auch höchst unklug mit Rücksicht auf Italiens Lage im Mittelmeer. Während Italien bis zur Erringung der Einheit mehr Preußens und Deutschlands Erfolge ausgenützt als selbst Erfolge errungen hat und ihm Venezien wie Rom als reife Früchte in den Schoß gefallen sind, nachdem wir die Siege von Königsgrätz und Sedan errungen, hat die Italia Unita den Beweis für ihre gewonnene Großmachtstellung bis jetzt in ihrer auswärtigen Politik noch nicht erbracht. Tunis, auf das Bismarck bei Gelegenheit des Berliner Kongresses das expansionsbedürftige Italien hinwies, ist als Kolonialreich an die französische Republik gekommen, weil Italien, trotz der moralischen Unterstützung Deutschlands, keinen kraftvollen Versuch machte, dieses für die Apenninhalbinsel so äußerst günstig gelegene Kolonialgebiet zu gewinnen. Nach Besetzung von Massaua und Begründung der Kolonie Erithrea im roten Meer hat Italien sich bei seinem Vordringen ins Innere von Abessinien von Menelik gründliche Schlappen geholt. England hat Cypern, Aegypten und den Suezkanal und damit die große Meeresstraße von Gibraltar über Malta und Suez nach Aden und Indien in seine Gewalt gebracht, während Frankreich seine Kolonie Algier weiter über Marocco auszudehnen im Begriffe steht. Ueberall hat Italien versagt, selbst bei der Einziehung von Bosnien und Herzegowina durch Oestreich, das wahrlich durch seine segensreiche Kulturarbeit in den verwahrlosten türkischen Gebieten einen wohl begründeten Anspruch auf diese im Berliner Kongreß unter seine Obhut und Verwaltung gestellten Landschaften hatte, konnte der italienische gebildete und ungebildete Pöbel nur in ohnmächtigen Wutausbrüchen gegen Oestreich und Deutschland sich austoben. Und dabei ist Italien nach seiner Geschichte und Lage im Mittelmeer und infolge seiner starken Bevölkerungszunahme die von der Natur geschaffene koloniale Vormacht des Mittelmeerbeckens.

Statt den von der Natur und der Geschichte gewiesenen Aufgaben sich völlig hinzugeben, verzettelt das Land den letzten Rest freundlicher Zuneigung Oestreichs und der machtvoll gewordenen deutschen Nation in seinem törichten irredentistischen Schwindel.

Was hat denn eigentlich den Zweibund zum Dreibund entwickelt? Die Interessen Italiens im Mittelmeer haben unter Crispis Führung die Italiener zum Beitritt gezwungen, damit nicht allenthalben im Mittelmeer Italien zur Seite geschoben würde. Wie töricht ist es da, diesen verbitternden Kleinkrieg gegen die Oestreicher und Deutschen zu führen, mit denen man doch durch die Alleanza Triplice verbunden ist! Seit Italien eine beharrliche Neigung zu Frankreich und Rußland bekundet, um, wie es scheint, durch diese Mächte Tripolis als Ersatz für das verlorene Tunis zu gewinnen, ist in weiten Volksschichten Italiens der Glaube an den Nutzen des Dreibundes stark wankend geworden. Aber heutzutage sprechen im Mittelmeer viel mehr Faktoren mit, als in früheren Dezennien. Das Mittelmeer ist eben nicht mehr Binnensee, sondern ein Teil des Atlantischen Ozeans geworden, eine äußerst belebte Meeresstraße, die schon von japanischen und amerikanischen Kriegsschiffen nicht gerade des Vergnügens halber aufgesucht wird. Auch der Islam regt sich und will sich verjüngen; die Bagdadbahn, an der wir Deutsche nicht nur ideell beteiligt sind, reckt ihre Geleise schon tief in die asiatische Türkei hinein und erschließt bisher unzugängliches Kulturland, und wer weiß, was der brodelnde Balkankessel mit Kreta den europäischen Mächten noch für Überraschungen bescheren wird! Für uns Reichsdeutsche ist zweifellos ein

mächtiges und starkes Östreich nicht nur der kräftigste Damm gegen das gewaltsam vordringende Slaventum, sondern auch die sicherste Garantie für erträgliche Zustände auf der Balkanhalbinsel. Und Italien hat viel besseres zu tun, als das Geschrei irredentistischer Studenten und den Lärm der chauvinistischen italienischen Presse zu fördern. Viel eher wäre es angezeigt, die irredentistischen Bestrebungen auf Savoyen und Nizza sowie auf den Schweizer Kanton Tessin auszudehnen, der tatsächlich in seiner Bevölkerung und Kultur ganz italienisch ist. Aber der tiefere Grund für die irredentistische Agitation an der Adria ist, wie eben angedeutet, das Eindringen des östreichischen wirtschaftspolitischen Einflusses in die Balkanhalbinsel.

Daß der östreichisch-ungarische Staat infolge seiner hervorragenden wirtschaftlichen Entwickelung immer mehr in die Balkanhalbinsel hineingewachsen ist und unmöglich dem nivellierenden russischen Panslavismus, wo er auch immer sich äußern mag, dieses Feld seiner Betätigung einräumen kann, ohne sich selbst aufzugeben, das hat die neueste Zeit deutlich gelehrt. Triest und Fiume, die beiden Häfen Östreich-Ungarns an der Adria, reichen schon jetzt für den überseeischen Handel und Verkehr infolge ihrer ungünstigen Lage nicht mehr aus, und so wird die Donaumonarchie gezwungen ihren Blick nach Südosten zu werfen. Wird es ihr gelingen, als neues byzantinisches Reich die Balkanstaaten zusammenzufassen? Werden die slavischen Teile des Staates sich mit den Deutschen vertragen und ausgleichen? Könnte man die letzte Frage bejahen, dann wären die Aussichten Östreich-Ungarns unter dem Schutz des Dreibundes die denkbar günstigsten.

Jedenfalls wird das Mittelmeerbecken bei seinem unfertigen politischen Zustand und bei der Entwicklungsfähigkeit der anwohnenden Völker im XX. Jahrhundert der Schauplatz starker volkstümlicher Bewegungen und nationalen Aufschwungs werden, sobald nur die eisernen Fesseln gesprengt sind, mit denen England dieses wichtige Gebiet augenblicklich umschließt, nachdem sogar Spanien und Portugal sich in die Rolle von Vasallenstaaten Albions hineingefunden haben.

Italiens Aufschwung.

Daß Italien trotz des schweren Zwiespaltes zwischen Quirinal und Vatikan, trotz der parlamentarischen Zerfahrenheit, die eine Folge der freien Verfassung ist, und trotz der auf unglücklicher Provinzial-Einteilung*) beruhenden bureaukratischen Verwaltung, die in den wichtigsten Stellen mit dem Anhang der zur regierenden Partei jeweilig gehörenden Onorevoli besetzt wird, endlich trotz der leidigen Binnenzölle und des Gelehrtenproletariats, in einem beständigen Aufschwung sich entwickelt, ist nicht zu verkennen. Eingehende Belehrungen und statistische Nachweise darüber mag man in dem ausgezeichneten Buch von Fischer nachlesen.

Der Kredit des Landes, das zweimal in den sechziger und siebziger Jahren vor dem Staatsbankerott stand, hat sich so gehoben, daß das Papiergeld fast al pari mit dem Gold steht, daß die Staatsschulden — die über 13 Milliarden Lire betragen infolge der schweren Verpflichtungen, die Italien bei seiner Einigung von den Einzelstaaten übernehmen mußte — sich in demselben Maße, wenn auch langsam, mindern, wie die jährlichen Ueberschüsse im Staatshaushalt steigen. Nachdem die Eisenbahnen, die in den finanziellen Nöten des Staates gegen Baarvorschüsse an Privatgesellschaften auf lange Jahre hatten verpachtet werden

*) Italien hat 69 Provinzen mit Universität, vollem Justiz-, Schul- und Verwaltungsapparat, und infolge der leichten Examina ein ungeheures Gelehrten- und Beamtenproletariat.

müssen, vom Staate wieder zurückerworben worden sind, haben sich die Eisenbahnverhältnisse Schritt für Schritt gebessert, wovon der Italien Bereisende nur zu gern Notiz nimmt.

Das Geldwesen ist ziemlich geordnet, die falschen und außer Kurs gesetzten Stücke verschwinden immer mehr aus dem Verkehr, das Papiergeld ist sauberer geworden und die neuesten Münzen in Nickel und Silber sind wahre Kunstwerke, die fast an die alten griechischen Silberstücke in ihrem schönen Gepräge heranreichen.

Die großen Städte zeigen in ihrem Aeußern schon den Aufschwung und die tiefeingreifende Wirkung des ordnungschaffenden piemontesischen Regiments mit seinen Carabinieri, seinem beinahe preußisch-schroffen Beamtentum. Ordnung, Sauberkeit, Gesundheit tritt fast überall hervor, wo früher Schmutz und Liederlichkeit sich zeigte. Selbst in manchen Hafenstädten wie Genua, Palermo, Ancona ist in dieser Hinsicht ein bemerkenswerter Fortschritt festzustellen, während in Neapel und Catania noch vieles geschehen kann. Auch Sizilien nimmt langsam an diesem Aufschwung Anteil, wenn auch hier das straffe Regiment dank dem Widerspruch der einheimischen verkommenen maßgebenden Kreise, der faulen, hochmütigen, ignoranten Großgrundbesitzer sowie der berüchtigten Mafia auf die größten Schwierigkeiten stößt.

Die Bettelei hat ganz beträchtlich abgenommen; nur in Neapel und Sizilien ist sie infolge des Hanges zur Trägheit und Arbeitsscheu noch in Flor. Wenn die allgemeine Schulpflicht und Schulbildung noch immer nicht so durchgeführt ist, wie es im Interesse der weiteren Entwickelung zu wünschen wäre, so trägt daran nicht der Staat die Schuld, sondern die Gemeinden, die diese ihre Pflicht sträflich versäumen. Hat doch selbst das reiche Palermo,*) statt gesunde Schulgebäude zu erbauen und die ausreichende Anzahl Lehrer anzustellen, es vorgezogen, in unnützen Prachtbauten wie Teatro Massimo und Politeama Garibaldi die verfügbaren Geldmittel zu verschleudern. Daher ist der Prozentsatz der Analphabeten in armen ländlichen Distrikten, sowie in Unteritalien und Sizilien noch immer sehr groß.

Dass mit der neuzeitlichen Entwickelung Italiens manches schwindet, was den früheren Besuchern Italiens, vor allem den Künstlern und Gelehrten, durch naive Volkstümlichkeit und Originalität interessierte, ist selbstverständlich. Immer mehr verkriecht sich das alte Volksleben in die engen Gäßchen und Plätzchen abseits vom großstädtischen Verkehr. Immer mehr nivelliert sich die äußere Erscheinung von Stadt und Volk zu dem sattsam bekannten Typus aller Großstädte. Das mag für den Künstler und Reisenden zu bedauern sein, für das Land selbst ist es ein Glück. Mailand als größte Industriestadt und bedeutender Binnenhandelsplatz ist die reichste Stadt Italiens geworden; Genua, Neapel, Palermo, Catania, Ancona, Bari nehmen als Seehandelsplätze einen überraschenden Aufschwung, Rom und Venedig stagnieren, da es ihnen an Industrie und reichem Hinterland fehlt; dafür sind aber diese beiden Städte nebst Florenz der Hauptsammelpunkt derjenigen, die wegen seiner Kunstwerke und Altertümer zu geistiger Bildung und Erbauung Italien besuchen und längere Zeit hier verweilen wollen. Und welch kolossale Summen bringt der Fremdenverkehr vor allem im Frühjahr nach Italien!

So haben sich die Unkenrufe derjenigen, die der Italia Unita nach 1870 einen baldigen völligen politischen und sozialen Bankrott in Aussicht stellten, nicht erfüllt; das gerade Gegenteil ist eingetreten: Italien nimmt an dem Aufschwung der Großmächte Europas

*) 1871 hat die Volkszählung in Sizilien 87 % der Gesamtbevölkerung als Analphabeten ermittelt. Wenn es seitdem auch besser geworden ist, so hat das Heer doch auch jetzt noch 26 % Analphabeten. (Deutschland weniger als $^1/_{10}$ % im Jahre 1908).

seinerseits bedeutsamen Anteil und entwickelt sich nach und nach zur Vormacht im Mittelmeerbecken.

Es ist einleuchtend, daß durch den großen Aufschwung Italiens auch der Italien Bereisende manche Vorteile und Erleichterungen erlangt hat. Auch heutzutage gibt es noch deutsche Römerzüge, aber sie vollziehen sich in ganz friedlichen Formen. Tausende von erholungs- und bildungsbedürftigen Deutschen ziehen beim Beginn der besseren Jahreszeit über und durch die Alpen, um das sonnige Hesperien mit seinen Natur- und Kunstschätzen kennen und genießen zu lernen. Durch gute Eisenbahn- und Schiffartsverbindungen, durch bedeutende Verbilligung der direkten Fahrkarten in Italien auf weite Strecken, durch die Verbreitung der deutschen Sprache, die in den letzten 10 Jahren auffällig, besonders in Oberitalien, in Florenz, Rom, Neapel und auf den Inseln eingetreten ist, durch die Anpassung der italienischen Küche an die weltbeherrschende französische ist eine Reise nach Italien heutzutage kein Wagnis und keine unerschwingliche Ausgabe mehr, wie früher. Wenn die deutsche Sprache aber auch in Italien, wie auch sonst auf dem ganzen Erdball seit der Einigung, weite Verbreitung gefunden hat, so ist es doch jedem, der Italien bereisen will, zu empfehlen, das Italienische sich soweit anzueignen, daß er mit den Eingeborenen verkehren kann. Es sind in der letzten Zeit, seit Deutschland einen so bedeutenden Bruchteil der Frühjahrsreisenden in Italien stellt, Stimmen laut geworden, die empfahlen, es wie die Engländer zu machen, überall in Italien nur Deutsch zu sprechen und von den Italienern die Kenntnis des Deutschen zu verlangen. Ganz gewiß ist dies angebracht, wenn man die ersten Gasthäuser aufsucht und über einen großen Geldbeutel verfügt. Das ist aber bei dem Durchschnittsreisenden, der Italien wegen seiner idealen Vorzüge und seines Volkstums bereist, nicht der Fall; dazu würde man auch gar bald abseits von der großen Verkehrsstraße mit dem Deutschen auf dem Trockenen sitzen. Für das Innere Italiens, für Sizilien und Malta muß man Italienisch können; dann wird das Reisen nicht allein bildender, angenehmer und unabhängiger, sondern auch billiger.

TIFFEN Gray Scale
© The Tiffen Company, 2007
R G B W G K C Y M
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19